

# Soziologie als Lebenskunstlehre

Von

O t t o K ü h n e - Berlin

Inhaltsverzeichnis: I. Soziologie als Disziplin der allgemeinen Lebens- und Polaritätslehre S. 1. II. Gegenstand, Abgrenzung und Aufgabe der Soziologie: a) Gegenstand und Umfang der gesellschaftlichen Beziehungen S. 12; b) Die Gestaltung der gesellschaftlichen Beziehungen S. 14; c) Individuale und soziale Lebenskunstlehre S. 17; d) Die Inhalte, Kräfte und Ziele alles gesellschaftlichen Zusammenlebens:  $\alpha$ ) Was ist der Inhalt alles Gesellschaftlichen (Sozialen)? S. 21;  $\beta$ ) Die soziale Bedeutung der Ziele und Sachbereiche gesellschaftlichen Zusammenlebens S. 27. III. Die grundlegenden Kategorien der Allgemeinen Soziologie S. 31.

## I. Soziologie als Disziplin der allgemeinen Lebens- und Polaritätslehre

Die Soziologie als eine Lebenswissenschaft, d. h. als eine Wissenschaft vom gesellschaftlichen Leben zu begründen und in ihren wichtigsten erkenntnismäßigen Grundlagen zu erforschen, ist zum Gegenstand unseres kürzlich erschienenen Hauptwerkes „Lebenskunst und Lebensgemeinschaft in Gesellschaft und Wirtschaft“<sup>1</sup> gemacht worden. Die folgenden Ausführungen des Verfassers gehen nunmehr, fußend auf diesen Grunderkenntnissen, einen Schritt weiter, indem sie versuchen, den besonderen Charakter einer solchen Lebenslehre als Lehre von der „gesellschaftlichen“ Lebenskunst weiter zu bestimmen, für diese Lehre also vor allem die fundamentalen soziologischen „Kunst“-Kategorien, auf denen sie ihr umfassendes System aufzubauen hat, näher zu erschließen. Wir müssen uns dabei auf die Hervorhebung der wichtigsten Gesichtspunkte beschränken, während alle näheren Einzelheiten späteren Spezialuntersuchungen vorbehalten bleiben sollen.

Gesellschaft ist für uns in erster Linie „Lebenswirklichkeit“, d. h. faktisch gewirktes und zugleich wirkendes Leben. Was ist aber „Leben“? Dieses so vielgestaltige, buntscheckige Leben läßt sich in

<sup>1</sup> Erschienen 1954 im Verlag Duncker & Humblot.

seiner Ganzheit und in seinem innersten „Was“ nicht *una vista* und *uno actu*, d. h. nicht auf einmal erfassen, sondern immer nur zunächst in seinem äußeren „Wie“, nämlich in seinen ausschlaggebenden Erscheinungs- und Funktionsmerkmalen umfassen. Alles Leben erscheint uns hiernach als Inbegriff verschiedenartigster Funktionswirkungen (Kräfte) und -gegenwirkungen (Gegenkräfte). Der wirkungsfunktionelle, d. h. für ihre faktische „Wirksamkeit“ entscheidende Grundcharakter aller Lebenserscheinungen ist aber ihre *Polarität*, über deren grundsätzliche Bedeutung für alle soziologische Erkenntnis ich mich auch in einem Aufsätze in diesem Jahrbuch<sup>2</sup> näher ausgelassen habe. Als unentbehrlicher Ausgangspunkt für alle folgenden soziologischen Betrachtungen ergibt sich damit sogleich unsere vor allem in beiden obigen Veröffentlichungen niedergelegte Lebens- und Polaritätslehre, deren Grundzüge hier nur noch einmal kurz so weit gestreift und zugleich weiter entwickelt werden sollen, als dies zum besseren Verständnis des Folgenden geboten erscheint.

Hiernach sind als Polaritäten oder polare Gegensätze solche (relativen) Gegensätze von je zwei an sich selbständigen, gesellschaftlichen (Lebens-) Faktoren oder Kräften (Teilen, Teilganzen, Momenten, Gruppen usw.) anzusehen, die in einer ständigen, mit wachsender Entfernung von ihren Polen zugleich abnehmenden Wechselwirkung untereinander stehen derart, daß sie auf Grund dieser Wechselwirkung ein einheitliches gemeinsames gesellschaftliches Ganzes bilden. Es sind Gegensätze realer (nicht begrifflicher!) Lebensgestaltungsfaktoren, deren quantitativen und qualitativen (Funktions-) Merkmale und -Eigenschaften durch ein bloßes „Mehr oder Weniger“ miteinander verbunden sind. Polarfaktoren oder -kräfte sind demnach stets (Kräfte-) Faktoren, welche sich nicht gegenseitig aus-, sondern einschließen, d. h. sich wechselseitig ergänzen und bedingen. Das bedeutet, daß in jedem Pol zugleich eine — sei es auch noch so geringe — Kraft seines Gegenpoles steckt und umgekehrt. Stehen sich z. B. als Pole Teile — und zwar jeweils als Teil und Gegen-Teil — gegenüber, so birgt damit jeder Teil zugleich — und sei es auch in noch so geringem Grade — sein Gegenteil, jede Kraft ihre Gegenkraft usw., generell also die Thesis bereits die sog. Antithesis in sich derart, daß aus der Wechselwirkung beider die erstrebte „gemeinsame“ Synthesis als polares Ganzheitsprodukt hervorgeht.

Diese unsere Definition der sozialen Pole enthält zugleich die Bedingung und Forderung, daß Pole sich stets — „mehr oder weniger“ — gegenseitig beeinflussen. Vor allem ist das die jeweiligen polaren

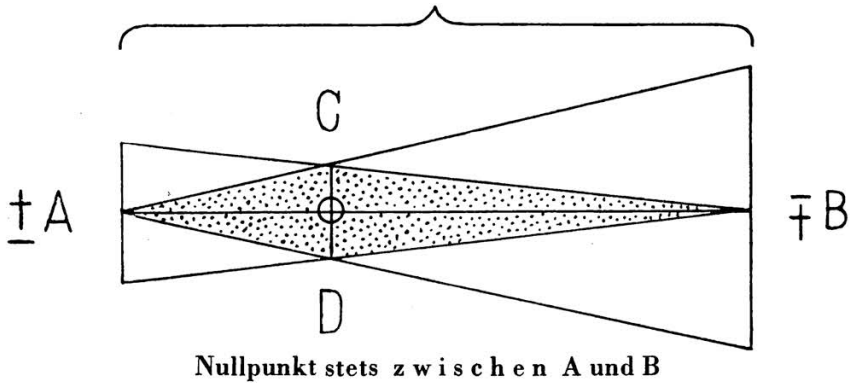
<sup>2</sup> Im Heft 3/1953.

Gegensätze überbrückende „Gemeinsame“ bzw. „Gemeinschaftliche“ für alles gesellschaftliche Leben, insbesondere für seine Lebensgestaltung stets das Entscheidende.

Ist nun aber einer dieser Pole im Begriff, seine Wirkungskraft einzubüßen, sei es dadurch, daß er seine Eigenkraft aus sich selbst heraus verliert oder daß er von seinem Gegenpol hart bedrängt wird, indem dieser ihn etwa zu unterdrücken, zu vergewaltigen oder gar ganz zu negieren und abzuwürgen versucht, dann haben wir es nicht mehr mit polaren, sondern nur noch mit apolaren (z. B. einpoligen) oder mit dialektischen Gegensätzen zu tun. Bei ihnen versucht entweder ein Pol (Teil) von sich aus auf Kosten seines Gegenpoles und damit evtl. sogar auf Kosten des sonst mit diesem zu bildenden „gemeinsamen“ Ganzen sich mehr oder weniger einseitig, ja evtl. gewaltsam durchzusetzen derart, daß dadurch der Gegenpol und damit das ihm zugehörige Ganze in seiner Wirksamkeit mehr oder weniger ausgeschaltet wird. Oder ein solcher dialektischer Konfliktzustand ergibt sich dadurch, daß umgekehrt das Ganze von sich aus versucht, sich eines seiner konstitutiven Pole (Teile) zu bemächtigen und es in seiner (selbständigen) Wirksamkeit mehr oder weniger stark bis zu völliger Knechtung lamzulegen. Dialektische Gegensätze entstehen meist durch ein „Ganz-geben-“ oder „Ganz-nehmen-“Wollen. Aus diesen realen Begriffsbestimmungen folgt zugleich, daß sich als Pole immer nur gegensätzlich gerichtete Teile oder Teilganze gegenüberstehen können. Niemals vermögen also Antithesen wie Teil-Ganzes oder Ganzes-Teil ein Polaritätsverhältnis, sondern immer nur ein dialektisches Verhältnis zu begründen. Denn sonst müßte ja — was ein Unding ist — der betreffende Teil infolge seiner unausgeglichene Doppelfunktion als selbständiger Teil- und zugleich abhängiger Ganzheitsfaktor mit sich selbst gleichzeitig im entgegengesetzten (positiven und negativen) Sinne in Wechselwirkung stehen, d. h. in ständigem Widerspruch mit sich selbst verharren und damit sich selbst aufheben.

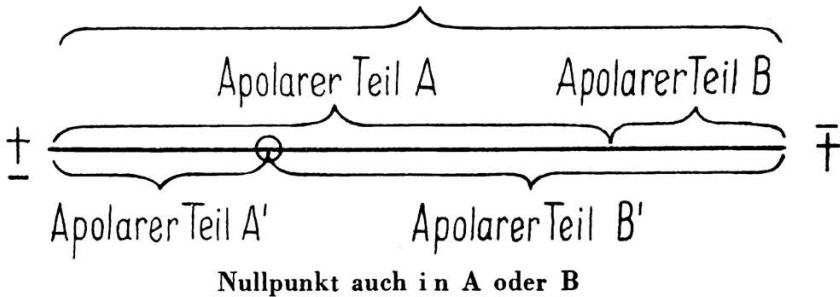
Der entscheidende Unterschied von polaren und apolaren (dialektischen) Gegensätzen mag auch aus den beiden nachfolgenden symbolischen Zeichnungen 1 und 2 klar ersichtlich sein. Dabei sind in der Zeichnung 1 als Polarkräfte zwei auf ihre gegenseitigen Pole (A und B) gerichtete Strahlenbündel zugrunde gelegt worden, deren — durch die betr. Polachsenlänge ausgedrückte — Strahlungskraft mit zunehmender Entfernung vom Pol bzw. Gegenpol ständig zurückgeht. Und zwar ist in diesem Beispiele die (positive) Strahlungskraft B doppelt so stark angenommen worden wie die ihr entgegengesetzte (negative) von A. Das sich bei ihrer gegenseitigen Durchdringung ergebende „gemeinsame“ ganzheitliche viereckige Wirkungsfeld ACBD ist durch

Polares Ganzes =  $|A \leftrightarrow B|^3$ .



Zeichn. 1

Apolares (dialektisches) Ganzes =  $|A + B|$   
bzw. =  $|A' + B'|$  (Grenzfall)



Zeichn. 2

Punktierung besonders gekennzeichnet worden. Dieser „gemeinsame“ Wirkungsbereich wird um so ausgedehnter bzw. begrenzter, je mehr bzw. je weniger die sich gegenüberstehenden Polkräfte gleich stark sind. Je schwächer eine Polkraft wird, um so mehr geht die zwischen beiden Polkräften liegende „neutrale“ Nullstelle auf die Seite dieser schwächeren Kraft über, mit der sie schließlich zusammenfällt. Dadurch gelangt der sozial schwächere Teil gewissermaßen immer mehr in den sozialen Schutzbereich. Und umgekehrt drängt die stärker werdende Polkraft die „neutrale“ (Null-) Mitte gewissermaßen von sich

<sup>3</sup> Der Doppelpfeil  $\leftrightarrow$  bedeutet stets: ... steht in polarer Wechselwirkung mit ...

ab. In Zeichnung 1 wirken A und B zugleich aufeinander und bilden dadurch das Ganze  $|A \longleftrightarrow B|$ ; in Zeichnung 2 wirken A oder B bzw. A' oder B' nur einseitig (dialektisch) einer auf den anderen oder auf das Ganze  $|A + B|$  bzw.  $|A' + B'|$ .

Auf welchem Niveau der gemeinsame polare Ausgleich schließlich erreicht wird, hängt auch von dem Niveau (Standard) der Ausgangsstellung beider Pole und von der Höhe des erstrebten Niveaus ab. Der Ausgleich der Interessen findet bei den verschiedenen sozialen Gruppen und Gebilden, also bei den einzelnen Ständen, Berufen, Schichten, Klassen, Körperschaften usw. natürlich in verschiedener Niveauhöhe und in den mannigfaltigsten Niveauabstufungen statt. Dabei werden, wie ein späterer Aufsatz noch näher zeigen wird, solche Niveauunterschiede zwischen der „Gemeinsamkeits-“ bzw. „Gemeinschafts-“ Einstellung der verschiedenen sozialen Schichten, Gruppen und Gebilde im sozialen Gesamtinteresse am besten ebenfalls polar, nämlich durch entsprechende „gemeinsame“ Differenzierungs- und Integrierungsprozesse überwunden.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß in der Polaritätsanalyse die sich gegenüberstehenden Seiten und Faktorengruppen nicht bloß gegenseitig bespiegelt, sondern auch in Hinsicht auf ihre Lebenseignung, Lebensstärke und überhaupt Lebensfunktionalität gründlich durchleuchtet werden. Dagegen sind dialektische Sozialerscheinungen stets Auflösungs- und Abspaltungs-, ja Zerfallserscheinungen ihrer (oft latenten) polaren Grundstruktur.

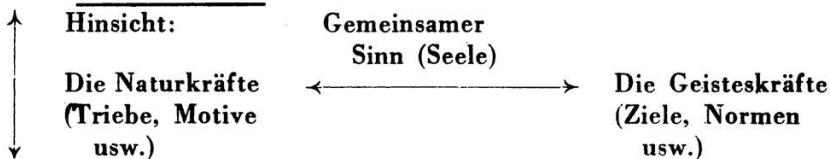
Polare Kräfte halten sich stets gegenseitig in Schach, dialektische aber auf die Dauer nie. Oft wird es nicht leicht sein, polare von dialektischen Kräftemomenten zu unterscheiden, erstere erstrecken sich immer nur auf das Wechselwirkungs-Verhältnis von Teil zu Teil mit gleichzeitiger Gesamttendenz zum wechselseitigen („gemeinsamen“) Ausgleich als potentielltem Gleichgewichtszustand. Alle polaren Teilkräfte gruppieren sich somit in ihrer Schwankungsbreite und -intensität um einen gewissen — statischen — Nullpunkt herum, welcher stets zwischen den beiden Hauptpolen liegt. Ganz anders die dialektischen Kräftegruppen: Auch bei ihnen können wir es zwar ebenfalls mit wechselseitigen, jedoch im ganzen monistischen, nicht dualistisch aufeinander gerichteten Teil-Wirkungsfaktoren zu tun haben, bei denen also, wenn nicht im einzelnen, so doch in der Gesamtlage eine unverkennbare Tendenz zu nur einpoliger Kräfteentfaltung oder Kräfteverlagerung festzustellen ist, so daß der anfängliche Null- (Gleichgewichts-) punkt nicht mehr zwischen den beiden Polen liegt, sondern in oder gar hinter eines der beiden ursprünglichen Polzentren verschoben wird.

In jedem Falle handelt es sich also bei einem dialektischen Kräfte-  
spiel im Endeffekt um einseitige Polverschiebungen mit überwiegen-  
der oder gar völliger Ausschaltung des Gegenpoles. Die sich dabei  
gegenüber stehenden Gegensätzlichkeiten werden also im Endeffekt  
n i c h t im positiven, sondern im negativen Gemeinsamkeits- und Ge-  
meinschaftssinne ausgeglichen. Hierbei sind solche negativen Gemein-  
samkeiten bzw. Gemeinschaften dadurch gekennzeichnet, daß bei offe-  
nem Konflikt die gegenüber dem „Gemeinsamen“ negativ eingestellten  
Teilmomente versuchen, sich mit Gewalt durchzusetzen, beim versteck-  
ten Konflikt dagegen unter Vortäuschung von „Gemeinsamen“ heim-  
lich ans Ziel zu gelangen. Damit entarten anfangs mögliche und tatsäch-  
liche oder wenigstens vorgegebene (positive) Gemeinsamkeiten zu blo-  
ßen (negativen) „Gemeinheiten“, wie dies auch in dem landläufigen  
Sprachgebrauch: „nichts (mehr) mit jemandem bzw. mit etwas ‚gemein‘  
haben“ zum Ausdruck kommt. Aber auch in solchen, oft scheinbar  
verlorenen Situationen kommt es zunächst immer wieder darauf an,  
nach etwa noch bestehenden oder wieder zu aktivierenden „gemein-  
samen“ Berührungspunkten im p o s i t i v e n Sinne Ausschau zu  
halten.

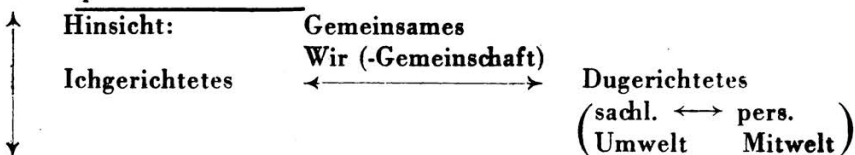
Alles gesellschaftliche Leben entsteht und besteht nach dieser  
polaren bzw. apolaren, d. h. dialektischen Grundauffassung aus mehr  
oder weniger löslichen Spannungen und Widerständen, welche es für  
den Menschen bestmöglich, d. h. durch den Bau geeigneter Brücken  
zu überwinden gilt. W i e , d. h. mit Hilfe welcher Methoden dies am  
erfolgreichsten zu geschehen hat, ist Aufgabe der Soziologie zu  
schildern. Zu diesem Zwecke ist es unerläßlich, zunächst die wichtigsten  
Arten der Polaritäten zu kennen, welche das Wesen (Ganze) alles ge-  
sellschaftlichen Lebens ausmachen:

Wir unterscheiden vor allem folgende polaren Grundkräfte, die alles  
Leben beherrschen:

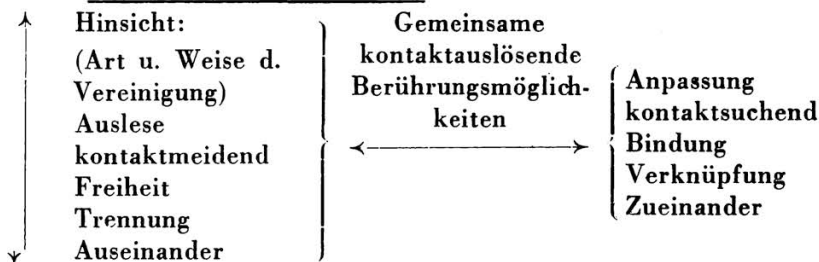
1. in sachlicher



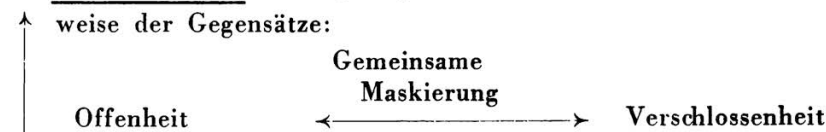
2. in persönlicher



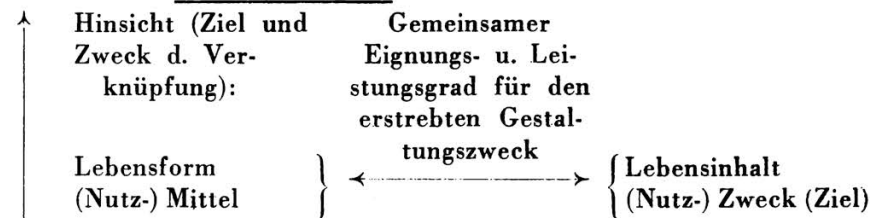
3. in modal-genetischer



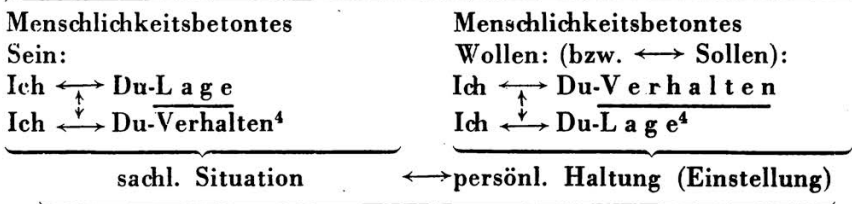
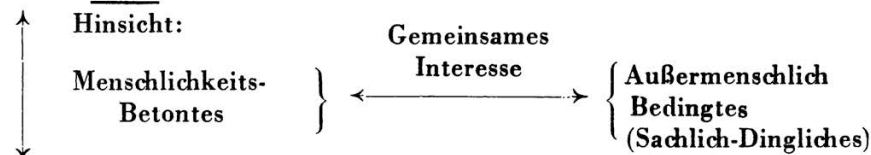
3a. scheinbare Verknüpfungs-



4. in formal-inhaltlicher



5. in real-inhaltlicher



Soziales Können (Lebenskraft u. -stärke)  
 = Gesamtposition der überwiegend menschlichkeitsbetonten Lebensgestaltung

<sup>4</sup> Der stärkere und leitende Pol ist stets unterstrichen.

Die Bereiche 1 bis 3 a betreffen die Sinn- und Verstehenssphäre schlechthin, Bereich 1 bis 4 die potentielle Gestaltungssphäre, Bereich 1 bis 3 a zuzüglich 5 die (überwiegend) m e n s c h l i c h e Verstehenssphäre. Die Hauptpolaritäten 1, 2, 3, 4 und 5 stehen wiederum untereinander in polarer Wechselwirkung und machen mit ihr die Ganzheitsgestaltung „Soziales Leben“ aus (Gesamtpolaritätsdeterminante).

Der umfassende Sinn und die weitreichende Bedeutung vorstehenden Polaritätskräftesystems wird uns im Laufe der weiteren Ausführungen noch näher eingehen<sup>5</sup>.

Von allen in diesem System herausgehobenen mannigfachen Kräftefaktoren ist für den Soziologen das ihre Pole (durch Doppelpfeil  $\longleftrightarrow$ ) verbindende „Gemeinsame Überwiegend Menschliche“ das Richtungweisende und Ausschlaggebende. Aus dem wechselseitigen Zusammenwirken aller ins Auge gefaßten (natur- und geistbedingten) Z w e c k e (Ziele) und Folgen einerseits und der zur Erreichung dieser

<sup>5</sup> Hier sei zunächst auch der von uns verwandte „Gestaltungsbegriff“ noch etwas näher erläutert. Wir verstehen unter (Lebens-) Gestaltung nicht den vor allem von Carnap u. a. viel gebrauchten Begriff einer (syntaktischen) Ausdrucksgestalt, wie er etwa bei Definition einer Melodie als musikalischer Gestalt oder eines Stiles als ästhetische Gestalt üblich ist. Alle diese Gestalten bleiben bei einer „Transposition“ unverändert, sind also überwiegend statisch gerichtet, die (Lebens-) Gestaltung dagegen n i c h t. Sie ist im Gegenteil geradezu der Inbegriff alles Lebensveränderlichen. Unsere Lebensgestaltung ist ebenso wenig als ein bloßes Wirkungssystem im Sinne Grellings und Oppenheims, d. h. etwa als „System der wechselseitigen Determination“ aller Teile untereinander anzusehen, weil dieses System vor allem auf dem angeblich polaren, für die Sozialwissenschaft aber unbrauchbaren Gegenbegriff des rein summativen „Aggregats“ beruht, in welchem zwischen sämtlichen Teilen die Wechselwirkung gleich Null ist. Dabei handelt es sich also im Grunde nur um einen kontradiktorischen Gegensatz, welcher zur Antithese: „Alles in Wechselwirkung untereinander“ — „nichts in Wechselwirkung untereinander“ führt und damit eine unüberbrückbare Spanne zurückläßt. Auch weitere derartige als Kriterien aufgestellte Antithesen wie: „Einige Teile in Wechselwirkung — andere Teile nicht“ bzw. „Einige Teile in verschiedenem Grade in Wechselwirkung“ — „andere Teile in gleichem Grade oder überhaupt nicht in Wechselwirkung“ vermögen kaum als ergiebige analytische Sonden zu fungieren. Denn stets kommt es im gesellschaftlichen Leben auf die Erfassung der e n t s c h e i d e n d e n (nicht aller — abgesehen davon, daß dies praktisch gar nicht möglich wäre!), sich jeweils gegenüberstehenden Wechselwirkungsvorgänge an. Mit einem mehr oder weniger extremen oder unbestimmten, immerhin bequemen Bekenntnis zu einem „Relativismus aller, vieler oder einiger Faktoren untereinander“ ist uns nicht gedient, da er einem empirisch unkontrollierbaren Absolutheitsstandpunkt gleichkommt. Ob ich behaupte: Alles oder einiges im Leben ist nur im Verhältnis zueinander „mehr oder weniger“ bestimmbar oder „Nichts im Leben ist eindeutig bestimmbar“ läuft praktisch auf das gleiche „Ignoramus“ hinaus; wie denn überhaupt die Gegenüberstellungen: „Alles bzw. Einiges verhält sich so — Nichts verhält sich anders“ oder „Alles verhält sich so — Einiges davon auch anders“



Ziele, Folgen usw. zu berücksichtigenden (natur- und geistbedingten) Mittel und Gegebenheiten (Voraussetzungen usw.) andererseits im gemeinsamen Leistungsinne ergibt sich die richtige „Einstellung“ zu allem „gemeinsamen“ Denken und Handeln. Alles „Richtige“ im gesellschaftlichen Denken und Handeln wird damit von uns als das auf die Gemeinsamkeit des Zusammenwirkens der sich jeweils gegenüberstehenden Polarkräfte ausgerichtetes Denken und Handeln definiert. Auch alle (zunächst mehr negativ gerichteten) Auslese- und Trennungsmomente einerseits und alle (zunächst mehr positiv gerichteten) Anpassungs- und Bindungsmomente andererseits bedingen sich gegenseitig in ihrer polaren Wechselwirkung; denn nur das hinreichend Anpassungsfähige wird ausgelesen (sondiert), während zugleich nur das einer hinreichenden Auslese (Sondierung) Unterworfenen sich entsprechend anzupassen vermag. Alle polare Wechselwirkung ist damit gekennzeichnet als „gemeinsamer“ Leistungsaustausch der positiven und negativen Lebensanschauungs- und Lebensgestaltungskräfte

meist nur zu einer — auch im Dialektischen — unfruchtbaren Argumentation, ja Spiegelfechtereien führen. Nicht schon die Gleichheit oder Verschiedenheit des Verhaltens aller oder einiger beliebiger Lebensfaktoren vermag über die Art der Lebensgestaltung durch diese Faktoren etwas Zuverlässiges auszusagen. Wir vermögen alle gesellschaftlichen Lebenserscheinungen, geschweige denn die gesellschaftliche Ganzheit, eben niemals, sei es auch nur in ihren wesentlichen Funktionen, auf einmal zu erfassen und zu begreifen (auch nicht mit Hilfe heuristischer Antithesen!). Vielmehr müssen wir uns zunächst immer nur stück- und abschnittsweise — und zwar auf Grund empirisch kontrollierbarer Extremalwerte und -eigenschaften — auf diejenigen entscheidenden Wirkungskräfte beschränken, die dieses Leben nachweislich gestalten. Dies sind aber de facto niemals kontradiktorische Gegensatzpaare, die von vornherein die Tendenz haben, sich und damit ihre Lebensenergien gegenseitig in ihrer Wirkung aufzuheben oder gar auszulöschen, sondern nur solche (Lebens-) Kräfte- und Kräftewiderstandsmomente, die sich in polarer Wechselwirkung zwar von Grund auf dualistisch gegenüberstehen, sich dennoch aber nicht gegenseitig ausschließen, sondern sich und damit das von ihnen gelenkte Leben durch ihr „gemeinsames“ Sichgegeneinanderausrichten auf einen einheitlichen Nenner bringen lassen. Nur reale Lebensgestaltungskräfte und deren polare Wirkungsfunktionen, nicht irgendwelche bloß logische, abstrakt-relativistische Gestaltsvorstellungen vermögen diesem obersten analytischen Kriterium unserer soziologischen Lebenswissenschaft zu genügen. Die mittels unseres Polaritätssystems zu eruiierenden Eigenschaften, Merkmale, Beziehungen, Werte usw. der prävalenten Gestaltungsfaktoren hängen somit nicht von irgendwelchen „charakteristischen“ Maximum- oder Minimum-Extremalen ab, die sich aus gewissen Gleichgewichtszuständen bloß logistisch vorgestellter (Wirkungs-) Systeme auf Grund entsprechender extremerer „Randbedingungen“ dieser Systeme ergeben (etwa im Sinne des sog. Wertheimerischen Prägnanzgesetzes), sondern stets nur von Optimal- bzw. Pessimalkwerten der faktisch sich als prävalent erweisenden Polaritätsfunktionen, welche die betreffende Lebenssphäre „gemeinsam“ gestalten.

in Richtung auf eine gemeinsame Verständigungs- und Verhandlungsbasis. Denn jedesmal fragen wir uns: Was leistet dieser oder jener lebensfördernde bzw. lebehinderliche Faktor, der uns entgegentritt, für die Herstellung eines bestmöglichen gemeinsamen Einvernehmens. Dabei wird alles mehr positiv Gerichtete mit negativen und alles mehr negativ Gerichtete mit positiven Lebenselementen durchsetzt. Die oben unterschiedenen fünf Hauptgruppen stellen somit die wichtigsten polaren Gestaltungsfaktoren dar für alles richtige, d. h. bestmögliche gemeinsame gesellschaftliche Denken und Handeln.

Wir haben damit in jenen herausgehobenen fünf polaren Hauptfaktorengruppen, die sowohl im Längs- wie im Querschnitt miteinander zu kombinieren sind, ein Grundschema, gewissermaßen ein Modell für die systematische Behandlung der fundamentalsten soziologischen Lebensprobleme gewonnen.

Ein einfaches Beispiel mag dies noch etwas näher illustrieren: Es gelte z. B. die wichtigsten soziologischen Strukturmerkmale der drei Hauptgesellungsweisen, nämlich der gemeinschaftlichen, der gesellschaftlichen und der organisatorischen Gesellungsweise aufzuzeigen. Beschränken wir uns dann der Einfachheit halber zunächst auf das zentrale Ich  $\longleftrightarrow$  (persönl.) Mitwelt-Verhältnis, so steht dieses unter folgendem Motto:

1. im Gemeinschaftsbereiche:

Ich überwiegend }  $\longleftrightarrow$  { Du überwiegend  
für Dich } für Mich

Jeder überwiegend für den anderen

2. im Gesellschaftsbereiche:

Ich überwiegend }  $\longleftrightarrow$  { Du überwiegend  
für Mich } für Dich

Jeder überwiegend für sich

3. im Organisationsbereiche:

Ich überwiegend }  $\longleftrightarrow$  { Du (es) überwiegend  
an meinem Platze } an seinem Platze

Jeder (s) überwiegend an seinem Platze.

Entsprechende Polaritätsbeziehungen ergeben sich dann zwischen Ich und der sachlichen (z. B. apparaturmäßigen) Umwelt, sowie überhaupt zwischen persönlicher und sachlicher Umwelt. Alle so erhaltenen polaren Beziehungen sind dann in jedem der drei Gesellungsbereiche wieder in sachlicher Hinsicht, d. h. nach Natur- und Geisteskräften, ferner nach kontaktauslösenden (trennenden und bindenden), offenen

und versteckten Momenten in der Sinnsphäre (Polar. Gruppen Nr. 1 bis 3 a), sodann in der potentiellen Gestaltungssphäre (Nr. 1 bis 4) und darauf in der „überwiegend menschlichen Verstehenssphäre“ (Nr. 1 bis 3 a, 5) zu analysieren, um sie schließlich in der *g e s a m t e n* faktischen Lebensgestaltungssphäre (Nr. 1 bis 5 im Längs- und Querschnitt!) als polares Produkt der (menschlichkeitsbetonten) Seins- und Willens- (einschließlich Sollens-) Sphäre, d. h. als Faktoren gemeinsamen und damit „richtigen“ sozialen Handelns nachzuweisen. Alle wahre gesellschaftliche Lebenskunst, deren Hauptziel stets darin besteht, die jeweilige Gesamtposition und Gesamtstärke der beteiligten gesellschaftlichen Lebensgestaltungsfaktoren zu ermitteln, ist ohne die vorherige „gemeinsame“ und damit optimal richtige Analyse mit nachfolgender Synthese der die fragliche soziale Ich  $\longleftrightarrow$  Umwelt-Situation und Ich  $\longleftrightarrow$  Umwelt-Haltung bestimmenden Einzelwirkkräfte nicht möglich. In unserem Beispiele unterscheiden sich die drei herausgehobenen Gesellungsweisen vor allem durch die verschiedenen (sachlichen) Inhalte ihrer Wirkkräfte. Dieser Inhalt beruht im Gemeinschaftsbereich überwiegend auf ihrer Natürlichkeit, im Gesellschaftsbereich überwiegend auf ihrer Interessen- (einschl. Nutz- und Zweck-) Gerichtetheit und im Organisationsbereich überwiegend auf ihrer Aufgabenerfüllung, wobei die natürlichen, interessenmäßigen und aufgabemäßigen Bestimmungsmomente, wie betont, wieder in polarer Querschnittsverbindung untereinander stehen. Das „Gemeinsame“ in den verschiedenen Lebensinhalten aller drei Gesellungsweisen bildet dabei das „Überwiegend Menschliche“ der jeweiligen sozialen Einstellung und Situation, das „Gemeinsame“ in ihren Lebensformen dagegen das (Polaritäts-) Funktionsmäßige, insbesondere Funktionsgeeignete.

Wir fassen zusammen: Wir haben es in der Soziologie nicht mit determinierenden, d. h. mit sich gegenseitig ausschließenden Formalbegriffen, sondern stets bloß mit akzentuierenden Realbegriffen zu tun. Das jeweils polar „Überwiegende“ an sich gegenüberstehenden Momenten (Merkmale, Eigenschaften, Beziehungen usw.) wird erst im „gemeinsamen“ Wirkungsbereiche auf einer „einheitlichen“ Linie ausgeglichen. Besonders bei den sozialen Typen haben wir, wie sich noch zeigen wird<sup>6</sup>, stets mit nur hervorstechenden, niemals aber einander ausschließenden Eigenschaften und Merkmalen zu tun. Daraus folgt jedoch nicht: Der „richtige“ Wert ist immer nur der

<sup>6</sup> Vgl. darüber meine bevorstehende Spezialstudie „Über ‚richtiges‘ und ‚typisches‘ Sichverhalten und Handeln im Gesellschaftsleben“ in der Kölner „Ztschr. f. Soziol.“, H. 2, 1954.

„Gemeinschaftswert“, d. h. der Wert, der in der Gemeinschaft besteht, sondern der am „Gemeinsamen“ („Gemeinschaftlichen“) ausgerichtete Wert, also der Wert, der von der Gemeinschaft als gemeinsam gültiger Wert anerkannt wird. Zu solchen „gemeinsamen“ und daher sozial „richtigen“ Werten gehören somit auch andere als die im üblichen Sinne so genannten „Gemeinschaftswerte“, obwohl alles „Gemeinschaftliche“ nur eine idealtypische Steigerung alles „Gemeinsamen“ bedeutet. Das sozial „Richtige“ ist immer nur das gemeinsam auf das überwiegend Menschliche „Ausgerichtete“, und zwar das allgemein gültige Richtmaß für alle auch nicht-gemeinsamen, d. h. noch so verschiedenen Lebenshaltungen, auch für solche, welche sich aus ausgesprochenen Konfliktlagen ergeben. Denn stets besteht das Bestreben auch in solchen Konfliktlagen, möglichst wieder eine „gemeinsame“ Verständigungs- und Gleichgewichtsbasis herzustellen. Dabei erstrecken sich natürlich alle wie auch immer gearteten Situationen nicht bloß auf dynamische Entwicklungs-, sondern auch auf statische Zustandsbeziehungen, welche z. B. besonders bei sozialen Typen durch gewisse Zustandsmerkmale, -eigenschaften usw. in bestimmten Zeitpunkten gekennzeichnet sind.

Die stete Erstrebung alles „Gemeinsamen“ überwiegend Menschlichen“ in allen solchen möglichen Soziallagen schließt von vornherein die weitestgehende Ausschaltung aller vermeidbaren Reibungen und Widerstände in sich. Überall gilt es zunächst, goldene Brücken zu bauen, vom menschlich Abträglichen zum menschlich Zutraglichen, von überwiegend negativer zu überwiegend positiver Lebenseinstellung. In nuce hebt sich damit gewissermaßen als leitendes Motiv und zugleich oberstes Prinzip aller „Gemeinsamkeits“-Einstellung heraus: „Wo ein Wille (sc. zur Verständigung) ist, ist auch ein Weg.“ Alle gesellschaftliche Lebenskunst erstreckt sich dabei, wie wir noch sehen werden, nicht auf maximalen oder minimalen Einsatz zur Lenkung der betr. Geist- oder Naturfaktoren (z. B. von Mitteln oder Trieben), sondern auf die bestmögliche (optimale) „gemeinsame“ überwiegend menschlich“ orientierte Entfaltung und Gestaltung der entscheidenden polaren Lebenspotenzen.

## II. Gegenstand, Abgrenzung und Aufgabe der Soziologie

### a) Gegenstand und Umfang der gesellschaftlichen Beziehungen

Nachdem wir so festgestellt haben, daß der Gegenstand aller Soziologie die Lehre vom menschlichen Zusammenleben in seinen ver-

schiedenartigsten Polaritätsbeziehungen ist, gilt es nunmehr, den engeren Bereich dieses Zusammenlebens noch näher abzugrenzen. Es handelt sich jetzt also, nachdem wir wissen, was im Begriff „Gesellschaftsleben“ der Bestandteil „Leben“ bedeutet, für uns darum, den anderen Bestandteil „Gesellschaft“ noch weiter zu analysieren. Es entsteht also nunmehr die Frage: Was ist gesellschaftlich oder sozial? Gibt es innerhalb des menschlichen Gesamtlebens überhaupt eine besondere Sphäre des „Sozialen“? Manche Soziologen meinen, die Sphäre des Sozialen sei der Bereich des *Zwischen* menschlichen, der also alle Beziehungen von Mensch zu Mensch erfasse und nicht mit dem Bereiche des „Menschlichen schlechthin“ verwechselt werden dürfe. Diese Auffassung vom Sozialen will also die Beziehung vom Menschen zu seiner *sachlichen* und *dinglichen* Umwelt *nicht* mit berücksichtigen, sondern lediglich den Zusammenhang von Mensch zu Mensch aus dem gesamten Lebensbereiche des Menschen herausheben, diesen sog. *bloßen zwischenmenschlichen* Bereich also vom übrigen, den Menschen betreffenden Gesamtbereich isolieren. Außerdem sollen in den so abgesteckten engeren Bereich nicht die *Folgen* und *Ergebnisse* der dabei festgestellten Beziehungen von Mensch zu Mensch mit einbezogen werden, sondern nur die *Voraussetzungen* und *Bedingungen* dieser zwischenmenschlichen Beziehungen, also auch nicht die *Resultate* und (*positiven* und *negativen*) *Errungenschaften* des Menschenverbandes, sondern nur die *Aufdeckung* der *Struktur* dieses Menschenverbandes, d. h. wie er zusammengesetzt ist, nicht auch die (z. B. Kultur-) *Leistungen* und *Erfolge* dieses Menschenverbandes.

Was ist zu dieser Abgrenzung der Soziologie zu sagen? M. E. ist es höchst einseitig und auch praktisch kaum möglich, die Beziehung von Mensch zu Mensch von der Beziehung Mensch-Ding, d. h. *Mensch-sachliche* Umwelt faktisch scharf zu trennen. Dies wäre immer nur auf begrifflicher Ebene, niemals aber in *tatsächlicher* Hinsicht durchführbar; denn das Leben selbst, von dem wir doch, wie wir erkannten, bei allen soziologischen Fragen immer wieder ausgehen müssen, ist so vielseitig in sich verschlungen und in allen seinen *polar*en Beziehungen so eng miteinander verflochten, daß eine solche *Loslösung* der Mensch-Mensch-Sphäre, wie sie diese *Formaltheoretiker* wünschen, von den übrigen menschbezogenen Sphären unseres Lebens nur künstlich möglich ist, d. h. im Wege bloßer isolierender *Abstraktion*. Wir *können* natürlich eine solche Sphäre des *Zwischenmenschlichen* aus der *Gesamtlebenssphäre* des Menschen künstlich herausheben und dann isoliert betrachten. Aber eine ganz andere Frage ist es, ob das genügt, um den *Wesenskern* des *Gesellschaftlichen*

oder Sozialen damit zu erfassen. Nun kann es doch keinen Zweifel darüber geben, daß das gesellschaftliche Leben der Menschen nicht bloß gestaltet wird von ihren Beziehungen, die sie zu anderen Menschen ihrer Umgebung aufweisen, sondern ebenso sehr — der Marxismus behauptet ja bekanntlich sogar ausschließlich oder zumindest überwiegend — von dem wechselseitigen Einfluß, dem die Menschen durch die dinglich-sachliche Umwelt (z. B. die Technik, die Wirtschafts- und Einkommenslage usw.), in der sie leben, unterliegen. Man hat ja oft geradezu behauptet, die Wirtschaft, insbesondere ihre Produktionsbedingungen, z. B. ihr Vorrat an Produktionsmitteln, an Kapital usw. sei ausschlaggebend für das Schicksal des Menschen, also nicht bloß seine Beziehung zu anderen Menschen. Auch ist es m. E. nicht ausreichend, bloß festzustellen, welcher Art diese Beziehungen von Mensch zu Mensch sind (z. B. ob sie die Menschen zusammenführen oder auseinanderbringen), worin diese Beziehungen also selbst bestehen, sie damit gewissermaßen bloß zu klassifizieren, im übrigen aber darauf zu verzichten, auch die Folgen und Ergebnisse der so erfaßten menschlichen Beziehungen für die Gestaltung des Lebens dieser Menschen mit ins Auge zu fassen: denn der eigentliche — besonders praktische — Sinn und Zweck aller Soziologie kann doch nur sein, alle diejenigen Beziehungen offenzulegen, die das menschliche Leben, insbesondere Zusammenleben, gestalten, und aus dieser Offenlegung auch die entsprechenden Konsequenzen für die bestmögliche Gestaltung dieses Lebens zu ziehen.

#### b) Die Gestaltung der gesellschaftlichen Beziehungen

Natürlich geht es dabei nicht um die praktische Gestaltung des menschlichen Lebens selbst; denn diese kann niemals bloß — oder auch nur überwiegend — Aufgabe einer Wissenschaft sein, sondern Aufgabe des Praktikers, d. h. des lebenswollenden Menschen selbst. Doch kann bei solcher, von jedem Menschen erstrebten richtigen, d. h. bestmöglichen Gestaltung seines Lebens die Wissenschaft ihm das notwendige Rüstzeug (in Form von geeigneten Regeln, Grundsätzen usw.) für solche bestmögliche Lebensgestaltung mit auf den Weg geben. Denn um sein Leben richtig gestalten zu können, dazu gehört vielerlei: vor allem zunächst einmal das richtige Erkennen des zu Gestaltenden, d. h. der zu gestaltenden Lebenszusammenhänge im Fluß des gesamt-en Geschehens. Jeder Mensch muß, bevor er sein Leben richtig zu gestalten, also überhaupt zu handeln vermag, wissen, wo er steht, welches seine eigene Lage ist, in der er sich sowohl gegenüber seinen Mitmenschen (Mitwelt) als auch gegenüber seiner

sachlich-dinglichen Umwelt befindet. Und Aufgabe der sozialen Wissenschaft ist es ja gerade, ihm das Zurechtfinden im buntfaltigen Gewirr des Daseins, also die richtige Diagnose dieses Daseins soweit wie möglich zu erleichtern, eben mit Hilfe der von der sozialen Wissenschaft aufzudeckenden mannigfachen Zusammenhänge und Beziehungen (besser: Polaritätsfunktionen), in die das Leben jedes einzelnen von uns hineingestellt ist. Kenne ich also die wichtigsten Lebenszusammenhänge, mit denen ich in meinem Leben zu tun habe, so wird es meist ein selbstverständliches Lebensbedürfnis von mir sein, aus und mit Hilfe solcher mittels der Wissenschaft gewonnenen Lebenserkennntnis auch mein eigenes Leben und womöglich auch das meiner Mitmenschen, mit denen ich zu tun habe, entsprechend zu gestalten bzw. gestalten zu helfen. Denn wenn ich z. B. die Faktoren mit Hilfe der wissenschaftlichen Diagnose kennen gelernt habe, welche die Menschen zusammenführen (binden) oder auseinanderbringen (trennen), dann werde ich mich zu gegebener Zeit auch der so als wirksam erkannten Lebensfaktoren zu bedienen wissen, um mit ihrer Hilfe mein Leben bzw. das der Mit- und Umwelt in dem gewünschten Sinne zu beeinflussen und tunlichst umzugestalten, vor allem z. B. zu verbessern. Für uns kann somit alle Soziologie nicht bloße formale Beziehungslehre sein, die gewisse soziale Beziehungen nur erkennen, d. h. begrifflich erfassen und katalogisieren, also in irgendwelche Begriffsschemata oder Erkenntnissysteme einordnen will, sondern unsere Soziologie will darüber hinaus das so Erkannte an Mensch-Mensch- und Mensch-Ding-Beziehungen zugleich entsprechend verwertet sehen für die bestmögliche und damit richtige Gestaltung dieser Beziehungen zum Zwecke der Erzielung des bestmöglichen (optimalen) Erfolges in diesem Leben. Eine solche Soziologie darf infolgedessen ihre grundlegenden Kategorien nicht bloß auf formallogischen Begriffen aufbauen, sondern sie muß real-logischen Erkenntnischarakter tragen. D. h. wir dürfen uns in dieser Soziologie nicht damit begnügen, das von uns Wahrgenommene in die üblichen Verstandeskategorien unseres ordnenden Denkens einzureihen, damit wir das Wahrgenommene auch „richtig“ zu begreifen vermögen, sondern wir müssen darüber hinaus versuchen, das so bloß verstandes- und ichmäßig Erfasste und Erkannte mit dem tatsächlichen Ablauf unseres mit- und umweltlichen Geschehens in Einklang zu bringen, eben durch Feststellung des „Gemeinsamen“ bzw. „Nicht-Gemeinsamen“, was unsere bloße Erkenntnis- oder Innenweltsituation mit der im Realen faktisch vorgefundenen Außenweltsituation verbindet bzw. nicht verbindet. Da diese jeweils angetroffene empirische Mit- und Umweltlage aber nicht bloße Ist-, sondern auch Willens- und

Soll-Beziehungen mitumfaßt (auf Grund der menschlichen Strebungen, Normengebungen usw.), so bedarf es keiner weiteren Begründung, daß der Soziologe, wenn er Anspruch auf eine wahrhaft realistische und vollständige Betrachtungsweise erhebt, sich nicht bloß auf jene Ich $\longleftrightarrow$ Umwelt- Ist-Beziehungen beschränken, also die mit ihnen meist eng verknüpften Soll- (Willens-)Beziehungen nicht von ihnen künstlich abtrennen und außer acht lassen darf. Weder reine Ist $\longleftrightarrow$ Umwelt- noch reine Soll $\longleftrightarrow$ Umwelt-Beziehungen erschöpfen je für sich bereits den wirklichen Gegenstand lebensnaher Soziologie. Vielmehr geht es dieser stets darum, daß Istmäßige mit dem Soll- und Willensmäßigen auf einen „gemeinsamen“ Nenner des Kannmäßigen zu bringen, im Sinne unseres obersten Lebenspolaritätsprinzips echter Lebenskunst. Nur auf diese Weise gelingt es, alles noch so verschiedenartige Denken, Sinnen und Trachten der Menschen in ihrem wechselseitigen Zusammenleben auf einer „gemeinsamen“ Grundlage und damit im faktischen Lebensgemeinschaftssinne „richtig“ zu erfassen, zu beschreiben und zu beurteilen, sowie die hierbei gewonnenen Erkenntnisse für ein diesem Gemeinschaftssinne entsprechendes lebensrichtiges Handeln bestens zu verwerten.

Am Anfange aller soziologischen Untersuchungen muß somit das richtige Auffinden und Erkennen der entscheidenden menschlichen Beziehungsfaktoren stehen, während am Ende die richtige Gestaltung dieser Beziehungen, d. h. das richtige Handeln zu stehen hat. Natürlich meinen wir damit kein Handeln, welches sich ausschließlich nach bestimmten Idealen, Welt- und Lebensanschauungen, spekulativen Vorstellungen, Vorschriften, Normen usw. richtet, wie es etwa René Worms in seinem Buche „La Sociologie“ (Bibliothèque Sociologique Internationale, Kap. II, Paris 1921) im Auge hat, wenn er schreibt: „Die Wissenschaft strebt nicht danach zu handeln, sondern nur zu erkennen. Sie will nicht der Welt zeigen, wie sie (die Welt) sich von sich aus orientiert. Sie bekümmert sich nicht um Umänderungen, sondern sehr um Unterrichtungen. Diese Ars neigt zum Ideal, die Wissenschaft zum Realen. Jene formuliert Vorschriften, diese entwickelt Gesetze. Jene will Einfluß auf die Zukunft erlangen; diese erstreckt ihre Forschungen auf die Vergangenheit und auf die Gegenwart. Jene hat notwendig subjektiven Charakter; diese sucht ganz objektiv zu sein. Kurz, die Ars ist das, was man die Theorie nannte, wenn man diese von der Praxis schied. Aber die Wissenschaft theoretisiert nicht, sie macht Feststellungen; zum mindesten bezeichnet das Wort Theorie bei ihr nur eine Verbindung positiver Kenntnisse. Es bedarf zuerst einer Wissenschaft zur Führung der Ars. Man kann in der Tat nur



dann tief und breit auf die Welt einwirken, wenn man genau weiß, was sie ist“<sup>1</sup>.

Nach unseren bisherigen Darlegungen bedarf es wohl kaum noch des besonderen Hinweises, daß unsere Lebenskunstlehre weder eine ideelle noch eine rein subjektive oder bloß zukunftsweisende ist. Sie ist nicht bloß Theorie, sondern zugleich auch lebensnahe, praktische Wirklichkeitslehre. Unsere Lebenskunstlehre kann solchen Einseitigkeiten in der Optik des zu Schauenden, zu Erfassenden und zu Wertenden gar nicht erst zum Opfer fallen, weil sie eben nicht spekulativ oder normativ-monistisch, insbesondere nicht einpolig-idealistisch aufgebaut ist, sondern stets auf beiden polaren Grundpfeilern alles Lebens, den subjektiv-ideellen (innenweltlichen) und den objektiv-realen (außenweltlichen) Gestaltungsfaktoren gleichmäßig ruht. Unsere Ars ist daher weder bloße Theorie noch bloße Praxis, sondern beides in bestmöglicher „gemeinsamer“ Verschmelzung zugleich. Sie erstreckt sich nicht nur auf die Vergangenheit oder nur auf die Zukunft, sondern auf beides zugleich, indem sie in allem Gegenwärtigen lediglich ein polares Produkt alles Vergangenen und Künftigen sieht. Sie ist eben ein ganz neuer Wissenschaftstypus, der damit aus der Taufe gehoben wird. Sein eigentlicher neuer Aufgabenkreis besteht hauptsächlich darin, in allen gesellschaftlichen Lebensbereichen für die Gegebenheiten des (naturhaften und geistigen) Seins und die Ziele (Normen) des Wollens (Sollens) die polaren Grenzen des „richtigen“, d. h. bestmöglichen gemeinsamen menschlichkeitsbetonten Könnens aufzuweisen. Auf das richtige Handeln - k ö n n e n im entscheidenden bestmöglichen Gemeinschaftsmoment kommt es dabei vor allem an.

### c) Individuale und soziale Lebenskunstlehre

Natürlich kann es nicht Aufgabe des Wissenschaftlers sein, sich um dieses richtige Handeln nun selbst im einzelnen zu bekümmern, sondern nur die Grundsätze und Regeln für solches richtige Handeln beim und für das Zusammenleben der Menschen aufzustellen. Nun ist es aber, wie die allgemeine Lebenserfahrung lehrt, nicht so einfach, für eine bestimmte Lebenssituation, in der wir uns befinden, sogleich die richtige „Patentlösung“ für das ihr entsprechende „richtige“, d. h. bestmögliche Handeln bereitzuhalten, so wie der Arzt etwa für eine bestimmte, von ihm festgestellte Krankheit zugleich eine bestimmte bestmögliche Medizin zur Überwindung des betr. Krankheitszustandes parat hält, um damit der Kunst der richtigen Behandlung des Patien-

<sup>1</sup> cf. auch L. von Wiese „Soziologie“, 1950, S. 51/52.

ten bestens zu genügen. Auch für uns Soziologen bedeutet es allerdings eine Kunst, richtige Lebenserkennntnis und richtiges Lebenshandeln (= richtige Lebensführung) in bestmöglichen Einklang miteinander zu bringen, so daß für uns jedwede Soziologie geradezu als Lebenskunstlehre aufgefaßt werden muß. Doch ist es nicht Aufgabe einer solchen Lebenskunstlehre, jedem einzelnen, der es wünscht, darüber Auskunft zu geben, wie er sich in einer ganz bestimmten Lebenslage zu verhalten hat, um diese Lage bestens zu meistern. Das hieße die Ansprüche an eine Wissenschaft, die sie überhaupt zu erfüllen vermag, überspannen. Denn dazu müßte es ja notwendig sein, eine unendliche Reihe von Katalogen mit Situationsbeschreibungen aufzustellen, in denen die diesen jeweils gekennzeichneten Lagen am besten gerecht werdenden Verhaltensvorschläge im einzelnen aufgezählt wären. Es ist aber ein Leichtes, sich vorzustellen, wieviel mögliche Lebenslagen in einem solchen Katalog aufgezeichnet sein müßten, um allen in der Wirklichkeit vorkommenden Kombinationen, Permutationen, Variationen usw. auch nur einigermaßen gerecht zu werden. Nein, das kann und darf nicht Aufgabe unserer Lebenskunstlehre sein, quasi karthotekmäßig solche Patentlösungen, wie Rezepte richtigen Verhaltens, für alle möglichen Eventualkonstellationen des Lebens wie in einem Schubfache unseres Erfahrungsschatzes griffbereit zu halten. Das hieße, die theoretischen wie praktischen Möglichkeiten nicht nur jeder Kunstlehre, sondern überhaupt jeder Wissenschaft, weit überschätzen. Wir können und wollen dem einzelnen gar nicht Ratschläge oder Empfehlungen dafür geben, wie er sich in diesem oder jenem Einzelfalle richtig zu benehmen hat, wie er also z. B. am besten zu einem Mittagessen kommt, wenn er kein Geld mehr in der Tasche hat, oder wie er sich am besten gesund und lebenskräftig erhält, wenn er in dieser oder jener sozialen Umgebung sich befindet, oder wie er am besten sein Examen besteht, auch wenn er so und so viele Vorlesungen „schwänzt“, oder überhaupt wie er im Leben am besten vorwärts kommt, also Lebenserfolge aufzuweisen hat, wenn er sich z. Zt. in dieser oder jener Lebenslage befindet. Allen diesen noch so verschiedenartigen und schwankenden Lebenslagen gerecht zu werden, vermag keine Lebenskunstlehre, geschweige denn überhaupt eine Wissenschaft. Es gibt wohl Individual-Kunstlehren, welche dem einzelnen summarisch das richtige Können (Kunst kommt bekanntlich von Können!) lehren auf den verschiedensten Spezialgebieten des Lebens, ohne dabei jedoch die — und sei es auch nur wichtigsten — einzelmöglichen Sondersituationen und -interessen des betreffenden Kunstbeflissenen auch nur annähernd berücksichtigen zu können. Die dabei dem ratsuchenden Einzelnen vermittelten Grund-

sätze und Regeln stellen meist ein buntes Gemisch populär-wissenschaftlich gehaltener, oft unzulässigerweise verallgemeinerter Erkenntnisse und überwiegend einseitiger empirischer Datensammlungen dar, die dazu oft allzu schnell als „überholt“ betrachtet werden müssen. Denn die so proklamierten summarischen Lebensregeln, die vielleicht vor 50 Jahren noch Geltung beanspruchen konnten, wie sie heute z. B. noch beim alten „Knigge“ über den rechten Umgang mit Menschen zu lesen sind, wenden sich immer nur an ebenso summarische, d. h. abstrakt genommene Durchschnittsmenschen für nicht minder summarisch verallgemeinerte Durchschnittssituationen.

Sicherlich vermögen solche rein unpersönlich gemeinten Kunstlehren (z. B. ein erfolgreicher Redner oder Schafzüchter zu werden oder eine glückliche Ehe einzugehen oder es zu einem tüchtigen Elektrotechniker oder Betriebswirtschaftler usw. zu bringen) viel Gutes zu stiften, besonders solange sie sich auf ganz spezielle Teilgebiete des menschlichen Lebens beschränken und bewußt darauf verzichten, dabei den speziellen Lebenslagen und Lebensbelangen des einzelnen Ratsuchenden gerecht zu werden. In allen diesen Sonderfällen haben wir es dann eben nicht mit eigentlichen allgemeinen „Lebens“-Kunstlehren, sondern mit bloßen „praktischen“ Fertigkeiten-Anleitungen zu tun, auch wenn diese ihrerseits wieder zum Teil auf wissenschaftlichen Erkenntnissen allgemeinerer Zusammenhänge fußen sollten.

Im übrigen sind alle derartigen „Kunst“-Lehren überhaupt keine echten Kunstlehren, denn sie geben in ihren praktischen Ratschlägen, Anweisungen usw. meist nur Antwort auf die generelle, unpersönliche Frage: Wenn Du dieses oder jenes Ziel im Leben erreichen willst, muß t (bzw. s o l l s t) Du Dich schlechthin so oder so verhalten, weniger aber auf die viel entscheidendere Frage: Wie k a n n ich überhaupt unter den jeweils gegebenen Lebensumständen, in denen ich mich befinde, den gewünschten Lebenserfolg am besten erzielen? Im ersteren Falle handelt es sich um eine bloße Aufzeigung meist empirischer Normen generellen M u ß - oder S o l l - Verhaltens, wohingegen alle echte Lebenskunst über das richtige „K ö n n e n“ in den speziellen für den einzelnen und seine gesellschaftliche Umgebung hauptsächlich in Betracht kommenden Lage- und Verhaltens-Situationen Auskunft zu geben hat. Während jenes mehr apodiktisch-starre M u ß - oder S o l l - Verhalten überwiegend monistisch-normativ ausgerichtet ist, d. h. im einzelnen nur wenig Spielraum für seine „richtige“ Verhaltensweise beläßt, ist dieses mehr variationsfähig-elastische richtige K a n n - Verhalten (denn alle Kunst kommt — das kann gar nicht oft genug betont werden — von „Können“ her!) von vornherein überhaupt immer nur in

seinen „gemeinsamen“ polaren Grenzfunktionen des Seins und Wollens (bzw. Sollens), zwischen denen es stets hin- und herschwankt, aufzuzeigen. Alles echte Können als erstrebte Erfolgsresultate ist eben stets nur in und aus seinen jeweiligen Polarkomponenten des naturhaft-geistigen Seins und Wollens (bzw. Sollens), d. h. aus der Polarität und damit den Grenzen seiner gemeinsam gestaltenden Lebensformen und Lebensinhalte, aus denen es sich zusammensetzt, zu erfassen und zu lehren. Aus der Polarität von Sein und Wollen wächst das Können wollen, aus derjenigen von Sein und Sollen dagegen das Können sollen hervor. Und erst wieder aus dem „gemeinsamen“ polaren Wechselspiel von Können wollen und Können sollen ergibt sich das wirkliche Können in seinem tatsächlichen Ausmaß. Keine echte Lebenskunstlehre wird weder bei ihrer theoretischen Fundierung noch bei ihrer praktischen Ausgestaltung diese wesentlichen Zusammenhänge außer acht lassen dürfen.

Auch sofern solche speziellen „Ratgeber für die Praxis“ ihre einzelnen Anwendungsgebiete immer weiter ausdehnen, um auf diese Weise schließlich das ganze vielgestaltige Leben in ihren Bereich einzubeziehen, und dann beanspruchen, eine Kunstlehre für das Leben schlechthin entworfen zu haben, fallen sie nicht unter unseren Begriff einer Lebenskunstlehre als einer soziologischen Disziplin, sondern bleiben reine Individual-Kunstlehren. Denn es bedeutet etwas ganz anderes, ob in einer solchen Kunstlehre einem x-beliebigen gewisse Vorteile der Art y, z... (z. B. kurzweg als „Lebenserfolg“, „Glück“, „Zufriedenheit“ usw. serviert) versprochen werden, wenn er sich in diesem oder jenem Falle so oder so benimmt, oder ob ganz bestimmten (auch qualitativ näher gekennzeichneten) Personen oder Personengruppen zum Zwecke ihres richtigen Zusammenlebens mit ihrer Mit- und Umwelt für ganz bestimmte Lage- und Verhaltensgegebenheiten hinsichtlich jener Personen und ihrer Mit- und Umwelt gewisse grundsätzliche Erkenntnisse und praktische Regeln „gemeinsamen“ richtigen mit- und umweltlichen, d. h. sozialen Denkens und Handelns, vermittelt werden. Unsere Lebenskunstlehre ist somit eine soziale, keine individuelle. Sie hat es nur mit dem „richtigen“ Zusammenleben aller von dem betreffenden Gesellschaftsrahmen umschlossenen Menschen als ganzheitlicher Gesamtheit zu tun, nicht aber mit der richtigen Lebensführung des Einzelmenschen innerhalb dieser Gesamtheit. Natürlich werden sich beide Kunstlehrgattungen, die des Individual- und die des Soziallebens, nicht unabhängig voneinander zu entwickeln vermögen, da im Laufe der Zeit immer mehr Bestandteile beider Lehrgattungen ineinander überwechseln werden.

Was heute an Erkenntnissen von Lebenszusammenhängen, darauf aufgebauten Regeln und Schlüssen, Ratschlägen usw. noch Individualcharakter trägt, wird so unter dem wachsenden Einfluß sozialen Geltungsbereiches allmählich immer mehr Sozialcharakter annehmen, wie umgekehrt beim Zurückgehen solcher sozialen Einflußsphären eine zunehmende Annäherung beider Gesichtsfelder eintreten wird. Dennoch wird an sich stets zwischen beiden grundsätzlich voneinander abweichenden Betrachtungsweisen des menschlichen Lebens streng zu unterscheiden sein.

d) Die Inhalte, Kräfte und Ziele alles gesellschaftlichen Zusammenlebens

α) Was ist der Inhalt alles Gesellschaftlichen (Sozialen)?

Wir haben es in unserer soziologischen Wissenschaft also immer nur, wie schon betont, mit dem menschbezogenen Bereich alles Zusammenlebens zu tun. Das bedeutet nicht, daß wir uns bloß auf das „Menschliche“ solchen Zusammenlebens zu beschränken hätten, denn das Menschliche „schlechthin“ ist nicht zugleich das Soziale. Man denkt und handelt nicht dann schon sozial, geschweige denn sozial „richtig“, wenn man sich dabei von bloßen „humanen“ Gesichtspunkten menschlicher Würde leiten läßt. Rein „menschliches“, d. h. auf bloße Menscheneigenschaftlichkeit beschränktes Interesse an unseren Mitmenschen (z. B. nur aus Mitleid, Zuneigung usw.) genügt für eine „soziale“ Einstellung zu diesen Menschen noch nicht. Hinzukommen muß noch das Bewußtwerden der mannigfachen, auch außerhalb menschlich bedingten sachlichen (wirtschaftlichen, technischen, raum- und zeitmäßigen usw.) Schwierigkeiten, die diese Mitmenschen zu überwinden haben, um wieder zu sich zurückzufinden als Mensch. Erst das Übergewicht des menschlichen Bereiches über die auch außerhalb menschlich bedingten Wirkungs- und Lebensbereiche einer Lebenserscheinung bestimmt den Sozialcharakter dieser Erscheinung. Gesellschaftliches (Soziales) losgelöst und außerhalb von diesen überwiegend sachlichen, jedenfalls nicht nur menschlich bedingten Wirkungs- und Lebensbereichen ist überhaupt nicht denkbar, geschweige denn realisierbar. Man darf eben nicht blind sein für die übrigen mehr außermenschlich = umweltlich bedingten (z. B. geographischen, wirtschaftlichen, technischen, rechtlichen, hygienischen usw.) Situationsgegebenheiten, in denen sich der Mensch jeweils befindet. Alles „Soziale“ erhält seine Prägung erst im Kampfe mit der widrigen Mit- und Umwelt, seine eigentliche Legitimierung erst in dem siegreichen Hervorgehen aus diesem Kampfe durch ein Überwiegen, d. h. einen

Sieg des Menschlichen. Alle soziale Not und Bedrängnis kommt vom überwiegend Außermenschlichen her. Die Lehre vom (sc. „wahren“) Menschentum geht, da sie Sozialphilosophie, Sozialethik, Anthropologie usw. mit umfaßt, einerseits weit über den von uns abzusteckenden Bereich der menschlichen Sozialsphäre hinaus, andererseits berücksichtigt sie zu wenig die gesellschaftliche Bedingtheit alles Menschlichen. Nicht also das Menschliche (Humane) „schlechthin“, „an sich“, sondern nur seine Prävalenz in allen Erscheinungen, die das Zusammenleben der Menschen bei ihrer Lage, ihren Einstellungen, ihren Verhaltensweisen, und nicht zuletzt in ihren Beziehungen zur persönlichen Mit- und zur sachlichen Umwelt betreffen, fällt in das Aufgabengebiet der Soziologie. Im übrigen ist immer nur die Optik, d. h. der Standpunkt, die Einstellung des Beobachters „sozial“ gerichtet, nicht aber unbedingt auch die fragliche Beziehung selbst, die es mit Hilfe jener sozialen Einstellung zu erfassen gilt. Denn diese Beziehungen, die Gegenstand unserer sozialen Betrachtungsweise sind, erstrecken sich auch auf das Nicht-Soziale sowie auf das umweltliche Mensch-Sachverhältnis. Sowohl das Mensch-Mensch- als auch das Mensch-Ding-Verhältnis wird damit nicht bloß vom Zwischenmenschlichen, sondern überhaupt vom gemeinsamen überwiegend menschlichen Standpunkt aus betrachtet und gewertet. „Überwiegend“ heißt dabei: Letzthin für die Beurteilung (Wertung) ausschlaggebend.

Dabei ist es Aufgabe der gesamten Sozialwissenschaften, zu denen auch die Soziologie gehört, dieses „Überwiegend Menschliche“ in ihren einzelnen Sonderdisziplinen von den verschiedensten Seiten aus näher zu beleuchten, z. B. in der Sozialbiologie von der naturbedingten Seite, in der Sozialpsychologie von der seelischen Seite, in der Sozialethik von der sittlichen Seite her usw. Demgegenüber fällt der „Allgemeinen“ Soziologie die generelle Aufgabe zu, aus allen diesen Sonderaspekten der sozialen Einzeldisziplinen das „Gemeinsame Überwiegend Menschliche“, das in den mannigfachen Beziehungen des einzelnen (bzw. seiner Gruppen) zur Mit- und Umwelt steckt, herauszuziehen (zu eliminieren), es — auch in seinen wichtigsten Abweichungen, insbesondere vom Normalen und Typischen — in seiner (Lebens- oder Rollen-) Gestaltungsqualität und -funktionsweise möglichst exakt zu erfassen und hinsichtlich seiner bestmöglichen Eignung und Verwendung als Lebensgestaltungsfaktor zu beurteilen. Dagegen hat die Spezielle (Wirtschafts-, Rechts-, Religions- usw.) Soziologie jenes Kriterium des „Gemeinsamen Überwiegend Menschlichen“ nur auf die Analyse der besonderen (wirtschaftlichen, bzw. rechtlichen, bzw. religiösen usw.) Ich ↔ Umwelt-Beziehungen zu beschränken, also darzutun, wie sich etwa im wirtschaftlichen, rechtlichen, religiösen usw.

Bereiche das „Überwiegend Menschliche“ durchsetzt<sup>2</sup>. In dem obersten Prinzip des „Gemeinsamen Überwiegend Menschlichen“ schlechthin, von welchem die Ich ↔ Umwelt-Polaritätsfunktionen der Allgemeinen Soziologie beherrscht sind, sind damit die verschiedenen konstitutiven Hauptinhalte und -betreffe jenes „Allgemeinen Überwiegend Menschlichen“, wie sie z. B. als das naturbedingte, geistbedingte, seelische, sittliche usw. Gestaltungselement speziell in Erscheinung treten, bereits miteinbegriffen, so daß sie nicht noch gesondert in ihrer Eigenfunktionalität für sich berücksichtigt zu werden brauchen. Dadurch erfährt die gesamte Darstellungsweise der sozialen, d. h. menschlichkeitsbetonten Lebensgestaltungsprozesse eine nicht zu unterschätzende wesentliche Vereinfachung. Denn alles im soziologischen Bereiche zu erstrebende „Überwiegend Menschliche“ ist fortan nicht ohne das biologische oder seelische oder sittliche usw. Element, das ihm mit zugrunde liegt, denk- und zugleich realisierbar.

In jedem Falle berührt das Soziale nicht allein das Beziehungsmäßige (sc. Art der Bindung) unter den Menschen, sondern auch ihre jeweiligen sozialen Gegebenheiten und Beschaffenheiten selbst, z. B. ihre Geistesart, ihre Einstellung, ihre Lage, Verhaltensweise usw., auch wenn diese stets polar bedingt sind durch ihre jeweilige persönliche und dingliche Umwelt. Diese soziale Bedingtheit ihres Daseins hängt eben, wie schon mehrfach betont, nicht bloß von ihrem Verhältnis zum Mitmenschen, sondern überhaupt von der natürlichen und sozialen (auch Sach-) Umgebung (einschl. der vorhandenen Einrichtungen, Gewohnheiten, Sitten, Gebräuche usw.) ab, in der sie leben.

Wir fassen also zusammen: Nicht bloß das (zwischenmenschliche) Verhältnis von Mensch zu Mensch interessiert uns als Soziologen, sondern auch das polare Verhältnis der „überwiegend vom Menschlichen (vom Mensch-Sein)“ her bestimmten Lage und Verhaltensweise der Menschen zu ihren sonstigen (sachlich und persönlich bedingten, z. B. geographischen, biologischen, gesundheitlichen, seelischen, rechtlichen, wirtschaftlichen usw.) Lagen und Verhaltensweisen. Gesellschaft ist überall dort vorhanden, wo das „Überwiegend menschliche“ im Begriffe ist, sich durchzusetzen, wo also das Menschlich „Gemeinsame“ über das sachlich Trennende triumphiert. Alles Soziale ist somit stets polar zu verstehen, d. h. aus einem immanenten menschbetonten Wechselverhältnis des jeweils betrachteten Gegenstandes (z. B. der Naturbedingungen oder der Rechts- oder der Wirtschaftslage usw.) zu

<sup>2</sup> Die Wirtschafts„theorie“ zeigt demgegenüber umgekehrt auf, wie weit im allgemeinen gesellschaftlichen Lebensbereiche das spezifisch „Wirtschaftliche“ zur Geltung kommt.

seiner sonstigen persönlichen und sachlichen Umwelt. Das Soziale ist hiernach im wesentlichen als das zugleich menschenorientierte und menschenbestimmende, d. h. menschengerechte Element von Lage und Verhalten der einzelnen und ihrer Gruppen im (polaren) Verhältnis zu ihrer Mit- und Umwelt gekennzeichnet. In jedem Falle ist damit einerseits klargestellt, daß das die menschliche Umwelt — sei es persönlich oder sachlich — bestimmende spezifisch Gegenständliche (z. B. Biologische, Konstitutionelle, Seelische, Rechtliche oder Wirtschaftliche) selbst, also losgelöst von seiner Beziehung zur menschlichen Außenwelt, nicht zur Sphäre der — auch nicht der speziellen — Soziologie gehört. Andererseits kann sowohl eine allgemein-soziologische als auch eine spezifisch- (z. B. wirtschafts-) soziologische Schau nur dann als vollständig gelten, wenn sie die betreffenden, „überwiegend vom Menschlichen“ her zu sehenden Wirtschaftsmomente nicht isoliert für sich, sondern in ihrer polaren Beziehung zur sonstigen nichtwirtschaftlichen (z. B. biologischen, gesundheitlichen, seelischen, rechtlichen, technischen usw.) Mit- und Umwelt betrachtet und wertet. Soziologisch richtig denken heißt eben möglichst alle wichtigen Polaritätsbeziehungen des Lebens mit berücksichtigen, in die der Betreffende überwiegend in seiner Menschlichkeit im Verhältnis zu seiner sonstigen persönlichen und sachlichen Umgebung hineinverwoben ist. Erst mit dieser Erkenntnis gewinnt die (sonst unbegründete) Gleichsetzung von „sozialer“ mit allgemein-soziologischer Denkweise in diesem Zusammenhange eine gewisse Berechtigung.

Man könnte nun vielleicht einwenden, es sei ganz dem einzelnen Autor zu überlassen, was er als „sozial“ bzw. als Wissenschaft der „Soziologie“ gelten lassen will. Dem ist aber nicht so. Wollten wir alle Soziologie etwa von vornherein auf die bloßen zwischenmenschlich-formalen Verhältnisse von Mensch zu Mensch beschränken, so dürften wir jedoch eine solche sich uns ergebende Analyse dieser Mensch-Beziehungen niemals als — sei es auch nur „formale“ oder „allgemeine“ — Soziologie ausgeben; denn wir hätten ja dabei die nicht minder wichtigen und ebenso sehr „formalen“ wie „allgemeinen“ Mensch-Ding-Beziehungen der Menschen, also diejenigen zu ihrer sachlichen (z. B. geographischen, wirtschaftlichen, technischen usw.) Umwelt unberücksichtigt gelassen, obwohl sie mit jenen ersteren (Mensch-Mensch) Beziehungen doch de facto in einem unlöslichen — eben polaren — Zusammenhang stehen. Die bloß interpersonale Mensch-Mensch-Beziehungsreihe von der mit ihr korrespondierenden menschenbetonten Mensch-Sach-Beziehungsreihe künstlich trennen, heißt also damit auch die erste rein personal orientierte Reihe tatsächlich nur unvollkommen erfassen, selbst wenn dies „theoretisch“, d. h. im Wege



isolierender und generalisierender Abstraktion, also als reiner Denkprozeß, möglich wäre. Das sog. „Zwischenmenschliche“ darf eben auch nicht im Bereiche bloßen logischen Denkens von dem s a c h l i c h e n Lebensbereiche (Natur, Wirtschaft, Recht, Technik, Kunst usw.) losgelöst betrachtet werden, da die immanente R e a l politik der sozialen Tatsachenwelt, d. h. der faktischen Polaritätsverhältnisse, dazu zwingt, b e i d e immerfort aufeinander zulaufenden und aufeinander abgestimmten Polreihen, stets gleichmäßig im Auge zu behalten. Es geht eben nicht an, die „soziale“ Betrachtungsweise des menschlichen Lebens nur auf eine — die bloße personale — Seite dieses Lebens zu beschränken, da diese mit der sachlichen Gegenseite in ständigem Austausch und Widerpart steht. Sonst wird die Schau und das mit ihr gewonnene Bild eben einpolig und damit im wahrsten Sinne des Wortes „einseitig“, also unvollkommen. Die soziale Formenwelt (z. B. des „Zueinander“ oder des „Auseinander“) im menschlichen Leben ist beispielsweise ohne Berücksichtigung der in sie eingehenden und zugleich aus ihr hervorgehenden natürlichen, rechtlichen, wirtschaftlichen, technischen usw. Formelemente nicht einwandfrei zu erfassen, es sei denn, wir wollten uns damit begnügen, in f o r m a l - logischen B e g r i f f s definitionen, die mit der wirklichen Welt und damit Reallogik der Tatsachen nichts „gemein“ haben, stecken zu bleiben.

Wir wollen doch nicht feststellen, was die richtigen „Begriffs“-merkmale von „Zueinander“ oder „Auseinander“, von „Bindung“ und „Lösung“ usw. sind, (das wäre lediglich Aufgabe der Formallogik, also der Philosophie), sondern wir wollen wissen, ob und inwieweit solche verwendeten Begriffe wie „Zueinander“ oder „Auseinander“ das t a t s ä c h l i c h e Zusammenleben der Menschen „richtig“ zu erfassen vermögen. Das tun sie aber offenbar nur, indem sie aus bloß f o r m a l e n Begriffen r e a l e (Polaritäts-) F u n k t i o n e n werden, welche nicht bloß darüber aussagen, wie das menschliche Zusammenleben richtig zu definieren ist, sondern wie es in seinem tatsächlichen Ablauf „wahrhaft“ funktioniert und wie es demzufolge auf Grund der richtigen Erkenntnis dieses faktischen Ablaufes auch „richtig“ zu gestalten ist. Alles Formale und Persönliche im menschlichen Leben muß eben stets mit allem Sachlich-Unpersönlichen korrespondieren und umgekehrt dieses mit jenem. Die Menschen k ö n n e n in ihren — sei es auch bloß f o r m a l e n — Beziehungen faktisch (nicht logisch!) nur dann, insbesondere „sozial“ — „zueinander“ finden bzw. „auseinander“ gehen, wenn sie dabei ihre natürlichen, rechtlichen, wirtschaftlichen, technischen usw. Bindungen, überhaupt Beziehungen, in denen sie „faktisch“ nun einmal stecken, nicht außer acht lassen. Das schließt also in sich: Die Art der formalen Mensch-Beziehungen

hängt auch von der Art ihrer Sachbeziehungen ab. Jene können ohne diese überhaupt nicht „richtig“ erfaßt werden. Natürlich gilt auch das Umgekehrte: Alles Sachbedingte-Inhaltliche im Menschenleben ist ohne Personbedingtes-Formales überhaupt nicht denkbar, geschweige denn realisierbar. Ich vermag z. B. nur dann mich gesundheitlich „richtig“ zu verhalten oder rechtlich „richtig“ zu denken oder wirtschaftlich „richtig“ zu handeln, wenn ich dabei den einschlägigen, persönlichen Formvorschriften zugleich genüge. Das bedeutet also: Meine Gesundheit verlangt z. B. bei Ansteckungsgefahr den notwendigen „persönlichen“ Kontakt mit der Mit- und Umwelt auf ein Minimum zu reduzieren oder im Falle von Rechtsunklarheiten oder gar Rechtsstreitigkeiten handle ich nur dann „richtig“, wenn ich auch die formalen Paragraphen und Bestimmungen beachte, die mein Verhältnis zur Umwelt regeln. Schließlich wirtschaftete ich nur dann „richtig“, wenn ich auch die formalen („Zu“- und „Ab“-) Beziehungen (z. B. der Zulauf-Kundschaft bzw. des Auseinander- und Nieder-Konkurrierens meiner Mitbewerber im gegenseitigen Wettlauf), überhaupt die formalen Wirtschaftsfunktionen und -„gesetze“, — etwa von Angebot und Nachfrage — kenne und beachte. Es geht für die Soziologie auch nicht an, alle Mensch-Ding-Beziehungen, z. B. zum Grund und Boden, zur Fabrik, zur Schifffahrt, zur Wissenschaft, zur Kunst usw. lediglich als bloße Mittel zur Gestaltung einer rechten (zwischenmenschlichen) Mensch-Mensch-Beziehung aufzufassen; denn das „Überwiegend Menschliche“ drückt sich nicht minder in den tatsächlich gesteckten sachlichen (unpersönlichen) Zielen und Lebensinhalten der Menschen bei ihrem Zusammenleben aus. Beim „sozial“ eingestellten Bauern findet es z. B. auch in seiner Liebe zur angestammten Scholle Ausdruck, welche er nicht bloß bebaut, um dadurch in eine möglichst gute Beziehung zu seinen Familienangehörigen und zu seinem mitarbeitenden Hofgesinde (Knechte, Mägde usw.) zu gelangen, sondern um auch einen guten wirtschaftlichen (Sach-) Erfolg als volkswirtschaftlichen Bedarfsdeckungsbeitrag seiner gewonnenen landwirtschaftlichen Produkte) zu erzielen. Beides bedingt sich eben polar auch hier wieder: Der erstrebte hohe wirtschaftliche Ertrag und das gute Personalverhältnis zu seiner Familie und seinen sonstigen Mitarbeitern.

Zu einer echten Sozialeinstellung (Gesinnung) gehören eben nicht bloß die „richtige“ Einhaltung der formalen („Zueinander“- und „Auseinander“- , „Anpassungs“- und „Auslese“- usw.) Beziehungen zu den sozial zu Betreuenden, sondern zugleich eine hinreichende sachliche, z. B. wirtschaftliche, technische, gesundheitliche, rechtliche usw.) Beinhaltung dieser Formalbeziehungen. Schließlich sind bei

den „Mensch-Sach“-beziehungen auch noch diejenigen sozialen Wechselbeziehungen zu berücksichtigen, welche zwischen sachlichen Gegebenheiten, Einrichtungen, Zuständen, Eigenschaften, Merkmalen usw. einerseits und der sozialen Umwelt andererseits bestehen. Sie werden vor allem von Bedeutung bei der sozialen Typenbildung und Typenanalyse<sup>3</sup>. In jedem Falle hat sich alle Sozialeinstellung nicht bloß auf das Mitmenschlich-Persönliche, sondern auch auf das Umweltlich-Sachliche zu erstrecken. Erst das beiden Aspekten „Gemeinsame Überwiegend Menschliche“ bringt den „richtigen“, d. h. best möglich ausgerichteten Gesamterfolg im Sinne unserer sozialen Lebenskunstlehre. Für diese Lehre heißt „richtig“ sozial denken und handeln zunächst stets, in allen persönlichen und sachlichen Beziehungen das Einigende über das Trennende stellen zwecks Erzielung eines gemeinsamen überwiegend menschlichen Kontaktes mit der Umwelt.

β) Die soziale Bedeutung der Ziele und Sachbereiche gesellschaftlichen Zusammenlebens.

Dies führt uns auf die generelle Frage, ob und inwieweit in der Allgemeinen Soziologie auch die Zielsetzungen (Lebensinhalte) und sachlichen Bezweckungen gegenüber den bloß formalen Beziehungszusammenhängen (Lebensformen) unter den Menschen zu berücksichtigen sind. Oder anders ausgedrückt: Lassen sich die allgemeinen (polaren) Funktionsbeziehungen, welche das gesamte gesellschaftliche Leben beherrschen, auch unabhängig und losgelöst von ihren sachlichen Inhalten und Bereichen richtig und vollständig erfassen? Sind also z. B. auch nur die zwischenmenschlichen Beziehungen von Mensch zu Mensch, selbst wenn wir uns auf diese zunächst einmal vorübergehend beschränken wollten, dieselben, ganz gleichgültig ob sie sich auf Familie, Fabrik-, Militär- oder Kunstwesen erstrecken? Keinesfalls! Denn das polare Verhältnis zwischen dem persönlichen Ich und Du ist innerhalb der mehr naturbestimmten „familiären“ Lebensformen und Lebensinhalte, z. B. zwischen Ehemann und Ehefrau, ein ganz anders geartetes als das zwischen Mann und Frau als Arbeitskräften eines Fabrikbetriebes. Auch das Verhältnis des Vorgesetzten zu seinen Untergebenen ist ein grundverschiedenes in einem wirtschaftlichen und in einem militärischen Verbands (z. B. innerhalb einer Kompagnie) usw. Selbst wenn wir den jeweiligen konkreten Sachbetreff und Lebensinhalt aus jenen zwischenmenschlichen Beziehungen in den genannten drei und mehr Fällen künstlich zu eliminieren versuchen wollten, würde es uns nicht gelingen, eine „gemeinsame“ Linie sich herauschälender allgemein gül-

<sup>3</sup> cf. Anmerk. 6, S. 11.

tiger Formzusammenhänge dabei zu entdecken. Es sei denn, wir begnügten uns mit der banalen, d. h. völlig inhaltsleeren und daher nichtssagenden Feststellung, daß alle Beziehung von Mensch zu Mensch einen verschiedenen (evtl. sogar meßbaren) Grad der Verbundenheit bzw. des (trennenden) Abstandes aufweist. Diese Aussage käme jedoch einer bloßen Tautologie gleich, weil sie lediglich das in anderen Worten wiederholt, was bereits a limine im Begriff „zwischenmenschliche Beziehung“ definitionsgemäß niedergelegt ist und damit etwas zu beweisen vorgibt, was nur vorausgesetzt worden ist. Denn jede wie auch immer geartete Beziehung kann immer nur auf den polaren Grundbegriffen des Verbunden- und des Getrenntseins, den Elementen des „Zueinander“ und des „Auseinander“ beruhen, ganz gleichgültig, ob es sich um Beziehungen im Gesellschaftsleben oder im sonstigen (z. B. biologischen, physikalischen, geistigen, kosmischen usw.) Geschehen handelt. Wenn ich dieses bereits von vornherein weiß, da es schon definitionsgemäß, also aus logischen Gründen nicht anders sein kann, brauche ich mir nicht noch die Mühe zu machen, es auch realiter, also in der tatsächlichen Lebenswirklichkeit, nachzuweisen, zumal die obige Definition der Beziehung ja erst aus der Beobachtung dieser Wirklichkeit gewonnen wurde und auch nur aus ihr zu gewinnen ist, wenn sie „wahrheitsgetreu“ sein soll. Ich bewege mich also in einem typischen *circulus virtiosus*, wenn ich von den konkreten sachlichen Beziehungsinhalten abstrahieren will, um so auf die mit ihnen verbundenen allgemeinen Beziehungsformen zu stoßen, da ich ja jenes Abstrahieren (Loslösen) überhaupt nur durchführen kann, wenn ich weiß, was Beziehungen überhaupt sind, d. h. an welchen allgemeinen formalen Denkbestimmungen (des definitionsgemäßen Begreifens) sie überhaupt zu erkennen sind. Im übrigen handelt es sich für uns bei allen Gesellschaftsproblemen nicht bloß um abstrakte, inhaltsleere und isolierte Beziehungsinhalte und Beziehungsformen, sondern um konkrete, vielseitige Lebensinhalte und Lebensformen mannigfachster Wirkkräfte, die es in ihrem ständigen polaren Wechselspiel zu erfassen gilt. Leben ist mehr als ein abstraktes Beziehungssystem und Beziehungsganzes<sup>4</sup> (wie etwa die

---

<sup>4</sup> Natürlich sind alle wie auch immer gearteten Erscheinungen unseres Daseins schließlich als „Beziehungen“ irgendeines „Systems“ zu deuten. Was wäre aber mit einer solchen bloß formalbegrifflichen Abgrenzung für die Soziologie gewonnen? Jedermann fragt doch sogleich weiter: Um was für eine Art (Gattung) von Beziehungen und Systemen handelt es sich dabei? Jede Beziehung und jedes System ist nun einmal von vornherein stets sowohl durch seine Formen wie durch seine Inhalte (Ziele, Kräfte, Richtungen usw.) gekennzeichnet. Es gibt weder (Lebens-) Formen ohne Inhalte noch Inhalte ohne Formen. Auch wenn die Inhalte sich nur

Mathematik, theoret. Physik usw.), das evtl. auch im luftleeren Raume Gültigkeit hat. Zwar vermag uns alles Leben in erster Linie nur in seinen verschiedenartigen Beziehungen anzusprechen. Doch hinzu kommen müssen zu ihrer (sc. „lebendigen“) *Wirksamkeit* noch gewisse Kraft- und Gestaltungsqualitäten, d. h. gewisse Energie- und Kraftinhalte und -potenzen, Impulse, Richtungen, Tendenzen usw., die erst zusammengenommen das factum „Leben“ ausmachen. Entscheidend ist somit die vielfältige Kraftqualität und Energiegeladenheit und -gerichtetheit dieser Beziehungen, Eigenschaften und Merkmale, welche erst in ihrer „Wirkungsganzheit“ dem quid proprium alles Lebensmäßigen gerecht zu werden vermögen. Dies trifft vornehmlich für das Gesellschaftsleben zu. Für dieses Leben gilt eben, wie wir bereits eingangs feststellen mußten, eine ganz besondere — auch Spontaneität, Entwicklungsfähigkeit und sonstige Lebenseigenschaftlichkeit umfassende — Gattung von mit Lebenskräften gefüllten Beziehungsweisen, Gestaltungsqualitäten und -möglichkeiten, welche wir Lebens- (kraft) polaritäten nannten. Diese von uns in der Allgemeinen Soziologie zu erfassenden „allgemein“ gültigen Lebenspolaritäten der zu analysierenden gesellschaftlichen Zustände, Vorgänge und Gebilde, sind — das dürfte wohl nunmehr klar geworden sein — nicht unabhängig von den in ihnen wirksamen Lebenskräften, Lebenszielen und Lebensinhalten, mit denen sie eng verknüpft sind. D. h. sie sind verschieden auch in den einzelnen spezifischen (wirtschaftlichen, rechtlichen, technischen usw.) Bereichen des gesellschaftlichen Lebens. Um diese normativ gestaltenden Lebenspolaritäten innerhalb der einzelnen Sachgebiete des Lebens zu ermitteln, müssen wir somit versuchen, überall festzustellen, in welcher Weise das „Überwiegend Menschliche“ (nicht *Blöß-Menschliche!*) sich gegenüber den sonstigen persönlich-sachlichen Einwirkungen der Mit- und Umwelt durchzusetzen vermag. Es genügt zu diesem Zwecke nicht, bloß Art und Grad der Verbundenheit der Menschen untereinander zu untersuchen und dabei etwa nur generelle Vorgänge des „Zueinander“ und „Auseinander“, der Bindung und Lösung, — sei es auch in den verschiedensten Kombinationen — zu „entdecken“.

---

in dem Niederschlag, den sie in den Formen finden, praktisch-empirisch erfassen lassen sollten, so bleibt dennoch die Selbständigkeit des Polcharakters, d. h. der Funktionsauslösung und Funktionsweise der Inhalte davon unberührt; denn weder vermögen die Inhalte in den Formen, noch die Formen in den Inhalten faktisch ganz aufzugehen; beide Grundkategorien müssen somit stets *selbständig* als solche unterschieden und gewertet werden. Dies gelingt aber niemals auf bloß begrifflicher oder formal-logischer Definitionsebene, sondern immer nur auf Grund realer empirischer Tatsachenanalyse.

Vielmehr sind die maßgeblichen Einflüsse aller entscheidenden, d. h. lebensgestaltenden (persönlichen und sachlichen) Lebenspolaritäten (nicht bloß deren Formalbeziehungen) mit zu berücksichtigen, wie sie z. B. in den Polaritäten von Ursachen (Wirkungen) und Wirkungen (Rückwirkungen), von Voraussetzungen und Folgen (Bedingtheiten), von Ich und materieller Umwelt, von Natur- und Geisteselementen, von Formen und Inhalten, von Mitteln und Zwecken usw. gemäß unserem Hauptmodell in Erscheinung treten.

In dieser schier unübersehbaren, komplexen, durch alle möglichen Verschlungenheiten und Verwicklungen ausgezeichneten gesellschaftlichen Lebenssphäre (d. h. Sphäre gesellschaftlicher Lebenspolaritäten) gibt es immer nur jeweils zwei feste Anhaltspunkte für eine hinreichende Orientierung, nämlich unsere Grenzpole Ich und Umwelt, die wie die Pole eines energetischen Kraftfeldes aufeinander wirken und, soweit sie überwiegend sozial ausgerichtete Kraftkomponenten und damit soziale Wirkeigenschaften aufweisen, die Verbundenheit der tätigen Menschen sowie Art, Ziel und Erfolg ihrer Handlungen regeln.

Dabei wird der mannigfache wechselseitige Einfluß unverkennbar, der zwischen der Art der (sozialen) Verbundenheit der Menschen und den von ihnen gesteckten Handlungszielen besteht. Ihre jeweilige Art der Gruppierung (Differenzierung, Integrierung, Dichtigkeit usw.) hängt ebensosehr von der Art der Bewältigung der zu lösenden sachlichen Lebensaufgaben ab, wie diese zugleich auch das undurchdringliche Netz der Menschenverflechtung und Menschenverteilung knüpfen und ordnen helfen. Es sind eben die verschiedenartigsten Lebenspolaritäten, welche in den mannigfachsten Lebensinhalten, Lebensformen, Lebensschichten und Lebenskreisen das „Überwiegend Menschliche“ hervortreten zu lassen vermögen und damit für uns „soziologisch“ von Bedeutung sind. Der allen diesen zahlreichen Lebenspolaritäten innewohnende „gemeinsame“ Sinn- und Wertgehalt führt sie innerhalb ihres im ganzen möglichen Gestaltungsbereiches zu einer „gemeinsamen“ einheitlichen sozialen Kräftekonzentration zusammen, welche wir soziales Lebenspotential nennen. (Vergl. Nr. 4 ff. unseres Modelles.) Dieses einheitliche soziale Lebenspotential gibt Auskunft über die gesamte soziale Leistungsfähigkeit, welche durchaus nicht immer mit der gesellschaftlichen Leistungsfähigkeit schlechthin gleichzusetzen ist. Die oft fälschlich im gleichen Sinne gebrauchten Begriffe „sozial“ und „gesellschaftlich“ weichen oft um so mehr voneinander ab, je größer der gesellschaftliche Bereich ist, auf den sie sich beziehen. Die gesellschaftliche Leistungsfähigkeit im ganzen erstreckt sich auf die soziale, d. h. überwiegend auf Menschlichkeits-

rücksichten fußende Leistungsfähigkeit nicht mehr als auf die wirtschaftliche, technische, militärische, sportliche, künstlerische usw. Leistungsfähigkeit; kurz, sie umfaßt sämtliche gesellschaftlichen Lebenswerte überhaupt. In jedem Falle gilt es, das den Soziologen hauptsächlich interessierende soziale Lebenspotential im Sinne unserer Lebenskunstlehre ebenso wie die ihm zugrunde liegenden verschiedenartigen polaren Wechselbeziehungen nicht bloß „richtig“ zu erfassen, zu beschreiben und zu erklären, sondern durch Aufdeckung der für die soziale Ich  $\longleftrightarrow$  Umweltgestaltung „gemeinsam“ wirksamen Kraft- und Leistungsfunktionen zugleich zu seiner richtigen Gestaltung beizutragen. Ein solcher kraft- und energiemäßig ausgerichteter sozialer Polaritätssinn ist Wertsetzung und Wertverwirklichung zugleich, wodurch eine enge Verbindung zwischen Denken (einschl. Wollen) und Handeln in dem so gewonnenen sozialen — meist höheren — Einheitssinne hergestellt wird. Dieser evtl. „höhere“ Sinn ist eben nach den vorausgegangenen Darlegungen stets der „Gemeinsamkeits“- bzw. „Gemeinschaftssinn“.

### III. Die grundlegenden Kategorien der Allgemeinen Soziologie

Sie sollen hier nur noch soweit aufgeführt und kurz behandelt werden, als sie nicht bereits in der einleitenden Lebens- und Gemeinschaftslehre (Polaritätslehre) zur Sprache gebracht worden sind. Dabei ist noch einmal daran zu erinnern, daß unter „Gemeinsamkeit“ bzw. „Gemeinschaft“ nicht bloß eine wechselseitige persönliche (Mensch zu Mensch)-Verbindung, sondern zugleich auch ein sachlich bedingtes Polaritätsverhältnis des Ich zur (Mensch-Ding)-Umwelt zu verstehen ist. Wir suchen uns eben nicht nur mit unseren Mitmenschen, sondern überhaupt mit den uns gegenüberstehenden (günstigen oder widrigen) Umständen tunlichst in ein „gemeinschaftliches“ Verhältnis zu setzen. Diese Umstände sind in erster Linie gekennzeichnet durch die jeweils von uns angetroffenen polaren Lage- und Verhaltenssituationen zwischen dem Ich und seiner persönlichen Mit- und sachlichen Umwelt (von uns kurz „Du“ genannt), mit denen es gilt ins — alle „gemeinsamen“ Schwierigkeiten ausgleichende — „Reine“ zu kommen. Lage und Verhalten haben dabei aber ebensowenig wie Ich und Du in der gesellschaftlichen Wirklichkeit, je für sich betrachtet, eine unabhängige, existentielle Bedeutung. Denn jede Lage hat zum Gegenstande ein *n a t u r*-(sach-) und *g e i s t*-(personen-) orientiertes polares Verhältnis des Ich zu seiner persönlichen Mit- und dinglichen Umwelt, d. h. zum Du, während jedes *V e r h a l t e n* sich umgekehrt als ein *i c h*-

und zugleich d u - orientiertes polares Verhältnis des Ich zu seiner natur- (sach-) und geistes- (personen-) bedingten Mit- und Umwelt darstellt. Weder Lage noch Verhalten „schlechthin“ („an sich“) gibt es somit, sondern stets nur meine, deine usw. überwiegend natur- oder geistbestimmte Lage bzw. Verhaltensweise, also bestenfalls nur eine „gemeinsame“ (Erkenntnis- und Handlungs-) Basis für den Fall des Eintritts ganz bestimmter Lage- und Verhaltenssituationen.

Das polare Wechselverhältnis (Produkt) von Lage und Persönlichkeits-Verhalten drückt — statisch, d. h. seinsmäßig gesehen — die jeweilige Situation (Stellung), den faktischen Stand o r t aus, welchem auf der dynamischen Willens- bzw. Sollensgegensseite die entsprechende persönliche Einstellung (auch Haltung oder Standpunkt, von den Amerikanern meist „Rolle“ genannt) des Betreffenden zur vorgefundenen Situation gegenübersteht. Aus der polaren Wechselwirkung von überwiegend s a c h betonter, d. h. objektiver Situation und überwiegend p e r s ö n l i c h k e i t s betonter Haltung ergibt sich die jeweils „richtige“ Art des Vorgehens (Handelns). Sofern es dabei — wie meistens — nicht bloß um die eigene (Ich-) Lage und um das eigene (Ich-) Verhalten geht, sondern zugleich auch um das der persönlichen Mit- und sachlichen Umwelt, wird es stets darauf ankommen, zunächst zum mindesten hinreichende zuverlässige Anhaltspunkte und Merkmale für einen etwa möglichen „gemeinsamen“ Situations-Standpunkt b e i d e r Seiten zu gewinnen, um so eine „gemeinsame“ Linie für ein „gemeinsames“ praktisches Handeln vorzubereiten. Wir nennen dieses Stadium der Planung und Vorbereitung des „richtigen“ Handelns das der anzuwendenden „Strategie“ bzw. „Taktik richtigen Vorgehens“, welche bei der Art der Durchführung der Handlung zugrunde gelegt werden soll, oft aber w ä h r e n d der Durchführung infolge neu auftretender — meist unvorhergesehener — Situations- und Haltungsmomente geändert werden muß. Jedenfalls ermöglicht nur ein rechtzeitiges „Verstehen“ der gegenseitigen objektiven Situation und subjektiven Einstellung bzw. der gegenseitigen Art des Vorgehens ein gemeinsames Verhalten bei gemeinsamer Lage.

Als Hauptsatz (Grundtheorem) unserer gesamten Soziologie erweist sich geradezu die grundlegende Gemeinschaftsbeziehung alles sozialen Denkens und Handelns:

Gemeinsame Situation = Gemeinsame L a g e<sup>1</sup> ↔ gemeinsames Verhalten.

Gemeinsame (innere und äußere) Haltung (Einstellung) = Gemeinsames V e r h a l t e n ↔ gemeinsame Lage.

<sup>1</sup> Die dominierenden Pole sind unterstrichen!



Als polares Produkt beider vorstehender Gleichungen ergibt sich aus:

Gemeinsame Situation  $\longleftrightarrow$  gemeinsame Haltung (Einstellung): das gemeinsame und damit richtige soziale Vorgehen (Denken und Handeln), d. h. das konstitutive Hauptprinzip alles „richtigen“ sozialen Denkens und Handelns.

Ich habe dieses Grundtheorem den von mir erstmalig eingehend begründeten und bewiesenen „Satz vom zureichenden Realgrunde“ genannt. Er bildet das Haupt- und Beweisthema meines Werkes „Lebenskunst und Lebensgemeinschaft“ und wird in der Soziologie zum entscheidenden Zentral- und Richtpunkt für alle gesellschaftliche Diagnose und Prognose.

Aus ihm leiten wir nunmehr einige Spezialsätze ab:

1. das Regulativ für die noch vertretbare soziale Höchstleistungsgrenze (nach oben):

Gemeinsame Optimallage  $\longleftrightarrow$  gemeinsames Optimalverhalten, welches das überhaupt jeweils erreichbare soziale Höchsthiveau angibt.

2. das Regulativ für die soziale Tiefstgrenze (nach unten):

Gemeinsame Pessimallage  $\longleftrightarrow$  gemeinsames Pessimalverhalten, welches das überhaupt noch zulässige soziale Mindestniveau ausdrückt.

Dagegen bringt die unversöhnlich dialektische Konträrbeziehung: Lage  $\rightarrow$  Verhalten bzw. Verhalten  $\rightarrow$  Lage (wobei der Pfeil  $\rightarrow$  zu lesen ist: „wirkt einseitig auf ...“) jede soziale Konfliktsituation zum Ausdruck und wird zur maßgeblichen Grundlage für alle sozialpathologischen Untersuchungen, bei denen es ausgesprochene soziale Leidenszustände zu bekämpfen gilt. Das Hauptkriterium alles sozialpathologisch noch Erträglichen wird sich hierbei zwischen den beiden „kritischen“ Polen:

1. Äußerster Lagebedrängtheit:

Optim. bzw. pessim. Grenzlage  $\rightarrow$  pessim. bzw. optim. Grenzverhalten  
und

2. Äußerster Verhaltensgestörtheit:

Optim. bzw. pessim. Grenzverhalten  $\rightarrow$  pessim. bzw. optim. Grenzlage  
bewegen müssen, so daß wir in den beiden dialektischen Antithesen:

Optim. bzw. pessim. Gesamtlage  $\rightarrow$  pessim. bzw. optim. Gesamtverhalten  
und

Optim. bzw. pessim. Gesamtverhalten  $\rightarrow$  pessim. bzw. optim. Gesamtlage  
den Hauptmaßstab für die Beurteilung der gesamten sozialen Labilität, d. h. Krisenhaftigkeit und Explosibilität (Konfliktgeladenheit) zu erblicken haben.

Hieraus folgt zugleich, daß das oberste Prinzip aller Sozialtherapie beruhen muß auf der gewissenhaften Beachtung der Grenzpole aller sozialen Gemeinschaftspflege:

(Optim. Grenzlage  $\longleftrightarrow$  pessim. Grenzverhalten)  $\longleftrightarrow$  (pessim. Grenzlage  $\longleftrightarrow$  optim. Grenzverhalten)

oder kürzer:

Gemeinschaftl. Grenzlage  $\longleftrightarrow$  Gemeinschaftl. Grenzverhalten.

Das vorhin über die stete Relativität von Lage und Verhalten Gesagte gilt natürlich auch für das stets polare Verhältnis von Natur und Geist sowie von Ich und Du. Es gibt für uns im Gesellschaftsleben weder eine „absolute“ Natur noch einen „absoluten“ Geist, weder ein „absolutes“ Ich noch ein „absolutes“ Du, sondern stets nur ich- und du-bezogene Natur bzw. Geist. Auch die polaren Kategorien Mittel Zweck sind stets an alles natur- und geistbedingte Ich und Du, also stets an deren jeweilige „gemeinsame“ Mit- und Umwelt gebunden. Alles „Soziale“ wird damit so recht wieder als kaum übersehbare Mannigfaltigkeit aller dieser „überwiegend menschlich“ orientierten verschiedenartigsten polaren Bezugskategorien verdeutlicht. Die sich hier sogleich aufdrängende Frage, ob es ein „soziales“ Empfinden, Verlangen, Gebot usw. schlechthin („an sich“) oder auch nur als Typus gibt, soll erst in einer späteren Studie angeschnitten werden<sup>2</sup>.

Jedenfalls wird nach dem Gesagten von uns jeder Mensch im gesellschaftlichen Leben stets gleichzeitig als Naturgeschöpf und Naturfaktor sowie als geistbegabtes, ich-, mit- und umwelt- sowie mittel- und zweckorientiertes, nach „überwiegend menschlichen“ Gesichtspunkten denkendes und handelndes und damit als „soziales“ Wesen aufgefaßt und stets aus dieser seiner „sozialen“, d. h. gemeinsamen und schließlich Gemeinschaftsstellung heraus betrachtet und gewertet. Zu diesem Behufe müssen natürlich nicht nur Lage und Verhalten von Mensch zu Mensch, sondern auch Lage und Verhalten von Natur (überhaupt Sachwelt) und Mensch mitberücksichtigt werden. Das von uns dabei schließlich zu fällende Urteil, ob und inwieweit jemand sozial oder nicht-sozial eingestellt ist, hängt nach den vorausgegangenen Darlegungen ausschließlich von der „überwiegend menschlich“ bedingten Art seiner Gemeinsamkeits-(Gemeinschafts-) Stellung zu allen Natur- und Geistesfaktoren ab, welche seine und seiner Umgebung Lage und Verhaltensweisen bestimmen. Die Soziologie hat es somit stets mit dem sozialen Ich  $\longleftrightarrow$  Du (Umwelt-) Ver-

<sup>2</sup> cf. Anm. 6, S. 11.

hältnis zu tun. Ein formal-abstraktes *p e r s ö n l i c h e s* — geschweige denn *u n p e r s ö n l i c h* „fertig“ gedachtes und als solches angeblich allein „wahres“ — Ich oder Du fällt nicht in ihren Aufgabenkreis, sondern in den der Philosophie. Auch hier bildet wieder der ebenso persönlich wie sachlich orientierte Gesichtspunkt des „Gemeinsamen“ („Gemeinschaftlichen“) das entscheidende Kriterium alles — dazu „richtigen“ — gesellschaftlichen bzw. sozialen Denkens und Handelns.

Da als Hauptkategorie in diesem unseren System der Allgemeinen Soziologie die — stets gemeinsamkeitsorientierte — Ich  $\longleftrightarrow$  Du (Umwelt)-Polaritätsbeziehung bzw. -funktion als „soziale Grundbeziehung“ bzw. „Grundfunktion“ figuriert, so benötigen wir an sich nicht noch die weitere oft gebrauchte Kategorie „Sozialer P r o z e ß“, unter welchem man gewöhnlich die (dynamischen) Vorgänge zusammenfaßt, in denen sich das Maß wechselseitig (polaren) fortschreitenden Ausrichtens des „Zueinander“ und „Auseinander“ von Menschen und Dingen kundtut. Doch empfiehlt es sich aus praktischen Gründen hierfür gestrost den kürzeren Ausdruck „Sozialer Prozeß“ zu verwenden, insbesondere in den Fällen, wo Art und Grad der betreffenden sozialen polaren Funktionsbeziehungen noch näher gekennzeichnet werden sollen. In jedem Falle drückt für uns eine „soziale B e z i e h u n g“ ü b e r w i e g e n d den (mehr statisch gesehenen) jeweiligen Grad der Abhängigkeit der Menschen voneinander aus, auch wenn deren gleichzeitiges Eingebettetsein in die sie umgebende S a c h w e l t verschiedenartigster Umstände dabei nicht geleugnet wird. Unsere Bezeichnung „Sozialer P r o z e ß“ will demgegenüber diese d i n g l i c h - u m w e l t l i c h e (geographische, wirtschaftliche, technische usw.) Abhängigkeit der Menschen von vornherein im gleichen Maße berücksichtigt sehen wie jene mehr *p e r s ö n l i c h* - mitweltliche Gebundenheit der Menschen. Außerdem sieht sie beide Abhängigkeitssymptome mehr in ihrem dynamischen Entwicklungsverlauf. Für uns ist nach unseren einleitenden Betrachtungen j e d e r soziale Prozeß ein — nur graduell, nicht prinzipiell verschiedener — „Gemeinsamkeits“- bzw. Gemeinschafts-prozeß, da er in seine beiden polaren Gemeinschaftskomponenten der „Sozialen Auslese“ und der „Sozialen Anpassung“ zerfällt.

Schließlich können wir auch die hin und wieder gebrauchten Begriffe „Sozialer Abstand“ bzw. „Abstandsverschiebung“ entbehren, da sie in unserer „Polaritätsgrundbeziehung“ mit enthalten sind. Denn jede polare Sozialbeziehung gibt im Ich  $\longleftrightarrow$  Umwelt-Verhältnis nicht bloß den Abstand und die Abstandsveränderungen an, in denen Ich als Pol und die Umwelt als Gegenpol jeweils einander gegenüberstehen, sondern drückt zugleich auch die Wirkungsweise und den Wirkungsgrad aus, auf Grund deren jene laufenden Abstandsverschiebung-

gen von Ich-Pol und Umwelt-Gegenpol zustande kommen und diese ihrerseits wieder wechselseitig bestimmen.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß sozialer Abstand und soziale Wirkungsweise bzw. Wirkungsgrad etwa direkt oder umgekehrt zueinander proportional seien, daß also mit zu- bzw. abnehmendem sozialem Abstand auch soziale Wirkungsweise und -grad in demselben Maße zu- bzw. abnehmen. Durchaus nicht! Zweifellos stehen sozialer (besser: polarer) Abstand und soziale (polare) Wirkungsweise und -intensität in einem wechselseitigen, wiederum polaren Abhängigkeitsverhältnis zueinander, welches jedoch noch der näheren Erforschung bedarf. Besteht z. B. zwischen zwei sozialen Schichten (etwa zwischen Armen und Reichen) eine unüberbrückbare Kluft, so ist der soziale Abstand zwar unermesslich groß; doch ist für die Beurteilung der „sozialen“ Lage und der „sozialen“ Wechselbeziehungen dieser Schichten nicht die Nähe und Ferne ihrer zugehörigen Menschen maßgebend, sondern die Nähe und Ferne ihrer — zwar überwiegend menschlich gesehenen, jedoch auch umweltlich-sachlich bedingten — polaren Berührungspunkte (Kontakte) überhaupt, sowie deren polare Wirkungsweise und -intensität aufeinander. Alle etwaigen sozialen Abstandsverschiebungen ergeben sich somit nicht bloß auf Grund wechselnden Abstandes der Menschen voneinander, sondern auch infolge veränderter Ausdehnungen und Entladungen ihrer polaren sachlichen (z. B. materiellen) Umwelt-Spannungsfelder.

Auch die weitere Kategorie „sozialer Raum“ bzw. „soziale Sphäre“ dürfte — jedenfalls als Grundkategorie — entbehrlich sein, da sie sich aus unserer obersten Ausgangskategorie (Gesellschafts-) „Leben“ zum Unterschiede vom physischen, physikalischen oder rein geographischen Raum als derjenige Bereich bzw. diejenige Sphäre ganz von selbst heraushebt, innerhalb der sämtliche in Frage kommenden Polaritäten überhaupt in ihre eigentliche Lebensfunktion zu treten vermögen.

Eine spezifisch „soziale“ Lebenssphäre ist in jedem Falle nicht selbständig — gar etwa substanzhaft-räumlich — Existierendes, sondern nur eine heuristisch-gedankliche Gemeinschaftssynthese der beiden alleinigen Grundpole alles realen Seins, der körperlich-naturnhaften und der geistig-seelischen Welt. Trotzdem erleben wir die faktische gesellschaftliche Wirklichkeit stets als eine zusammengefaßte (komplexe) Einheit, zumal alles gesellschaftliche Leben selbst — eben infolge Überwiegens des Menschlichkeits-Leitmotivs — auf einer seine widerstreitenden polaren Spannungskräfte „gemeinsam“ ausrichtenden mittleren Linie verläuft, mit der wir die Vorstellung einer besonderen „Sozialsphäre“ zu verbinden pflegen.

Die letzte wichtige Grundkategorie, auf der wir in unserer Allgemeinen Soziologie nicht verzichten können, stellt das „soziale Gebilde“ dar. Ein „soziales Gebilde“ ist zunächst ebensowenig wahrnehmbar wie eine „soziale Beziehung“. Beides sind nur notwendige, nicht mehr zu verallgemeinernde Ausgangskategorien unseres Denkens, die die polare Ich  $\leftrightarrow$  Du (Umwelt)-Grundbeziehung zur gleichen Grundlage haben. Für beide steht daher ihr wesenseigentümlicher Polaritätscharakter von vornherein fest. Ein soziales (z. B. Wirtschafts-, Rechts-, Staats-, usw.) Gebilde ist ohne ihm zugrunde liegende soziale Beziehungen nicht denkbar, welche meist den — sei es auch nur vorläufigen — Abschluß eines „sozialen Prozesses“ bilden. Trotzdem sind „Gebilde“ und „Prozesse“ durchaus etwas Verschiedenes, sie dürfen weder miteinander identifiziert noch im gleichen Sinne, geschweige denn im Zusammenhang mit bloßen zwischenmenschlichen Beziehungen gebraucht werden, da jedes soziale Gebilde außer diesen Interpersonalbeziehungen auch noch die sachlich-dinglichen Situationsgegebenheiten seiner jeweiligen Umwelt bei seiner Existenz und Fortentwicklung miteinzubeziehen hat.

Man kann auch nicht etwa behaupten, daß der „soziale Prozeß“ stets etwas Fließendes, Veränderliches und Ungeformtes, das „soziale Gebilde“ dagegen stets etwas Festes und Geformtes darstelle. Denn das im „sozialen Prozeß“ (z. B. der Sozialisierung) zwar laufend fortschreitende Polaritätsgeschehen kann durchaus auch bestimmte Formen (z. B. der Anpassung) aufweisen und sogar seinerseits formbestimmend werden. Andererseits kann ein soziales Gebilde immer nur etwas im Laufe eines „Prozesses“ „Herangebildetes“ sein, welches durchaus noch keine feste Form angenommen zu haben braucht, sondern in seinem gegenwärtigen (Prozeß-) Stadium, in dem es betrachtet wird, noch in realer Entwicklung begriffen sein kann. Trotzdem wird man von einem solchen „Gebilde“ natürlich meist nur dann sprechen, wenn ein gewisser (statischer) „Reife“-zustand jenes laufenden Entwicklungsprozesses bereits eingetreten ist. Natürlich muß ein Gebilde — abgesehen von seiner stets polaren Struktur — nicht unbedingt immer zusammengesetzt sein; vielmehr gibt es einfache (z. B. Ein-Ehe usw. als Grundgebilde) und kompliziertere (komplexe) Gebilde. Zweifellos wird jedes Gebilde mit zunehmender Entwicklung meist eine komplexere Gestalt annehmen. In jedem Falle stellt es, auch wenn es, wie der soziale Prozeß, dem es unterliegt, nicht immer unmittelbar wahrnehmbar ist, nicht notwendigerweise stets bloß etwas Vorgestelltes, gar bloß Eingebildetes dar. Denn wer von uns hätte die reale Existenz und Wirksamkeit, ja Macht gesellschaftlicher Gebilde (z. B. von Heereskontingenten als militärischen Gebilden, von Kon-

zernen als wirtschaftlichen Gebilden usw.) nicht schon zu spüren bekommen ebenso wie wir Menschen auch umgekehrt diese Gebilde immer wieder zu beeinflussen, nämlich zu gestalten versuchen? Natürlich sind diese Gebilde nicht immer als substanzhafte Erscheinungen wie räumliche Körper oder dgl. m. nachweisbar, doch sind sie keineswegs stets als bloße Fiktionen oder auch nur als heuristische Gedankenhilfskonstruktionen, d. h. schließlich als bloße Arbeitshypothesen abzutun. Das beweist allein der Umstand, daß es außer realen Gebilden auch reine Ideal- und Phantasie- (z. B. Illusions-) gebilde gibt, welche im sozialen Leben bekanntlich (vergl. die Ideen eines Campanella und die Utopien eines Thomas Morus!) eine nicht minder wichtige Rolle spielen. Alle gesellschaftlichen Erscheinungen sprechen — infolge ihrer polaren Ich  $\longleftrightarrow$  Du (Umwelt)- bzw. Geist-Natur-Grundstruktur — eben nur in ihren phänomenologischen F o r m e n zu uns, ohne deshalb aber geringeren Wirklichkeitscharakter zu besitzen.

Alle sozialen Gebilde werden für uns vor allem dann wahrnehmbar, wenn sie sich zu sozialen Einrichtungen (Institutionen) vergegenständlichen. Solche Einrichtungen (wie etwa Armen-, Krankenhäuser, Sozialversicherungsanstalten usw.) vermögen als soziale Gebilde sogar auch dann eine gewisse Zeit weiterzubestehen, wenn vorübergehend einmal — z. B. infolge Abschnürung, wie im Kriegsfall usw. — alle zwischenmenschlichen Verbindungen mit ihnen abgerissen sind. Etwas ganz anderes ist es, ob sie nicht — trotz ihres Weiterbestehens — bei solchen außergewöhnlichen Ereignissen in der faktischen Ausübung ihrer sozialen F u n k t i o n e n ganz oder teilweise behindert werden können.

Vor allem vermag der von den Gebilden ausgehende — besonders geistige und soziale — Einfluß auf die persönliche Mit- und sachliche Umwelt auch dann fortzubestehen, wenn in diesen Gebilden Menschen überhaupt nicht mehr vorhanden sind. Solche Gebilde wirken dann als bloße „Symbole“ gesellschaftlicher Lebenskraft und -stärke, oft sogar jahrtausendlang weiter (z. B. als altüberkommene Einrichtungen des öffentlichen Kultur- — etwa Kirchen- und Schul- — Lebens in den erhalten gebliebenen oder wieder ausgegrabenen „klassischen“ Kunstdenkmälern, Tempelruinen der Akropolis, Siedlungsresten usw.) als noch „lebendige“ K ü n d e r griechischer Lebensauffassung und Lebensweise, die uns Heutigen vielfach sogar Vorbild geworden sind nicht nur für ein (theoretisches) humanistisches Bildungsideal, sondern darüber hinaus auch für die praktische Lebensgestaltung selbst. Insbesondere der Geist aller gesellschaftlichen Einrichtungen lebt stets auch in den Werken der an ihnen beteiligt gewesenen Menschen und Gebilde fort, auch wenn diese Menschen längst verstorben sind. Wenn

also schon solche Zeugen vergangener Lebenskraft und -stärke unabhängig von der Fortexistenz vergangener menschlicher Lebewesen als Gebilde und fortwirkende Bildungskräfte unseres gesamten (insbesondere Kultur-) Lebens weiter zu wirken vermögen, um wieviel mehr muß dies dann für alle noch gegenwärtigen Lebensgebilde gelten. Ja, bloße Phantasiegebilde versuchen sich bisweilen selbständig zu machen, zu „objektivieren“, indem sie Mythen-, Legenden-, Anekdoten- usw. Form annehmen, dennoch aber bei der faktischen Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens sehr wirkungsfähig zu bleiben vermögen, auch wenn ihnen aktuelle zwischenmenschliche Beziehungen überhaupt nicht oder nicht mehr zugrunde liegen. Alle Gebilde werden somit wohl durch die Mithilfe von Menschen geschaffen, vermögen jedoch, nachdem sie einmal da sind, außerhalb der an ihrer Entstehung und Fortentwicklung beteiligten Menschen durchaus selbständig in ihrem überwiegend *sachlich-geistigen* Funktionsgehalt fortzuleben.

Die realen Formen eines Phantasiegebildes sind aber stets andere als die eines faktischen Gesellschaftsgebildes. Denn Phantasiegebilde (z. B. jetzige Entwürfe für künftige Passagierflugzeuge zum Mond) sind stets einseitig monistisch, also bloß einpolig (rein geistig) aufgebaut, weil die ihre „Funktion“ ausmachenden Prozesse und Beziehungen sämtlich nur gedachter, niemals aber wirklicher Natur sind. Reale Gesellschaftsgebilde (z. B. jetzige Passagierflugzeuge) beruhen demgegenüber stets auf einem *zweipoligen* (körperlich-naturhaften und geistigen) Zusammenwirken ihrer „Funktions“-Elemente. Hier sieht sich der menschliche konstruktive Geist stets mannigfachen *realen* Widerständen gegenüber, welche er erst erfolgreich zu überwinden hat. Jedes Gebilde unterliegt daher stets der polaren Wechselwirkung der *es gestaltenden* Funktionsprozesse. Diese fortlaufende (Um-) Gestaltung des Gebildes — genannt Entwicklung — vollzieht sich also durch ständiges, nach einem „einheitlichen“ Richtmaß erfolgendes polares Aufeinanderwirken funktionsbestimmender Lebensformen und Lebensinhalte. Nur *das soziale* Gebilde ist somit auf die Dauer echt, d. h. lebensfähig und lebensstark, dessen Lebensfunktionalität echt, d. h. polar strukturiert ist. Ohne die Wahrung seiner polaren Gestaltungsfunktionalität vermag ein Gebilde für längere Zeit nicht zu existieren.

Im übrigen *entstehen* alle gesellschaftlichen Gebilde zwar aus (polar-) funktionellen Prozessen und Beziehungsweisen, doch sind sie selbst, wie schon betont, mit diesen nicht bloß gleichzusetzen. Alle Gebilde *unterliegen* wohl einem Entwicklungsprozeß, sind aber nicht selbst Entwicklungsprozeß. Vielmehr haben wir in den sozialen

Gebilden stets mehr oder weniger abgeschlossene Zustandsgegebenheiten von menschlichkeitsgelenkten polaren Entwicklungserscheinungen zu sehen, d. h. von Erscheinungen eines auf materiell-geistigen Menschlichkeitskomponenten ruhenden Energie- und Kraftsystems. Alle gesellschaftlichen Gebilde sind keineswegs, wie oft behauptet, auf Grund gleicher oder ähnlicher Prozesse erwachsen; denn ein Wirtschaftsgebilde (z. B. Fabrikbetrieb) unterliegt naturgemäß ganz anderen Entwicklungsprozessen als ein Kloster oder ein Mädchenpensionat. Allgemein ist dabei zu betonen, daß alle gesellschaftlichen Gebilde nur dann eine reine, d. h. unverfälscht polare Grundstruktur aufweisen, wenn in ihnen ein Grundzug zum „Gemeinsamen“, d. h. wenn ihr zum mindesten potentieller *Gemeinschafts*charakter unverkennbar ist. Natürlich gibt es in Wirklichkeit mehr gemischte, d. h. von apolar-dialektischen Tendenzen durchkreuzte als rein polar aufgebaute „einfache“ Entwicklungsprozesse und mehr zusammengesetzte als „einfache“ Sozialgebilde. Doch kann auf diese komplizierteren Zusammenhänge im Rahmen dieser grundsätzlichen Allgemein-Ausführung nicht näher eingegangen werden.

Im ganzen können wir hiernach als Hauptaufgabe der Soziologie als Lebenskunstlehre formulieren: Alle persönlichen, sachlichen und damit geistig-materiell bedingten Zustände und Vorgänge unseres Lebens, die uns mit unserer Mit- und Umwelt verbinden, sind zunächst daraufhin zu untersuchen, wie sich in ihnen das „Überwiegend Menschliche“ in Form bestimmter Lage- und Verhaltenskombinationen „gemeinsam“ durchsetzt. Darüber hinaus ist sodann festzustellen, wie diesem „Überwiegend Menschlichen“ durch Gewinnung geeigneter Grundsätze, Richtlinien und Regeln für „richtiges“ soziales (d. h. Ich-Umwelt-) Verhalten und „richtige“ Gestaltung des sozialen Lebens auch praktisch zum „gemeinsamen“ Durchbruch verholfen werden kann mit dem Ziele optimaler Steigerung der gesamten sozialen Lebens- und Leistungskraft, d. h. der Erringung optimaler Lebenserfolge auf allen wichtigen sozialen Lebensgebieten.